Premiere des „Freien Theater München"

Ungastliches Amerika

Das „Freie Theater München" präsentierte in der Regie seines Leiters George Froscher im „Theater am Sozialamt" Israel Horovitz' Theaterstück „Der Indianer will zur Bronx".

Horovitz zerrt ungastliches Amerika auf die Bühne, zeigt amerikanische Unwege, macht gerne in Satire oder Farce, die gelegentlich in todblutige Groteske überkippen: Sein Problem ist die Jet-Generation an der Rinnsteinkante der USA.

In dieser staubigen, stickigen Leere kommen Joey (*Alexander Demetriades*) und Murph (*Kurt Bildstein*), zwei tändelnde Fürsorgezöglinge. sie lachen, knuffen sich, mal Typen, mal Charaktere, mal Mainzelmännchen- und dann kommt, was die beiden schon lange brauchen: ein Ausländer (*Karsten Trzcionka*). Sie necken ihn, versuchen ihm etwas aus ihrer Welt zu erzählen.

Sie brauchen diesen Puffer für ihre Launen. Sie schubsen Gupta, der ein Inder oder Indianer ist und eigentlich nur zur Halbinsel Bronx wollte. Die Burschen heben ihn auch für neue Eskapaden wieder auf, quälen ihn bis aufs Messer am Höhepunkt ihrer weltlichen Unlust. Sie demonstrieren ihr eigenes und das Unvermögen vieler, sich und ihre Umwelt zu bewältigen.

„Dies ist ganz einfach ein Stück über Kommunikation", sagt der Autor in seinem Off-Bühnenbeitrag, und es mag im amerikanischen stimmen, im deutschen nicht. Froscher inszeniert zwar prachtvolle Miß- und Unverständnisse, doch die hintergründige Außenseiterproblematik des Schmelztiegels USA entpuppt sich hierzulande weniger als Kommunikationsproblem, denn als Stakkato von Sprachschwierigkeiten.

Mit Artistik interessant präsentiert wird nur zum Finale die ernste Lage zum uninteressanten Schauspiel. Dann nämlich, wenn absurd der Telephonhörer in der Hand klingelt, und Musik und rote Farbe als Groteske die Realität verbarrikadiert.

Die Aufführung ist erfreulich präzis und witzig (bis auf den Schluß), manchmal gar anrührend. Die talentierten Schauspieler hatten großen Anteil daran.

Thomas Petz

AZ 29.7.1970

DONAU KURIER

FREITAG, 31. JULI 1970

Einsamkeit und Brutalität

„Der Indianer will zur Bronx"
im Münchener TamS

Das ist mal ein ideales Kellertheaterstück, in Stoff, Personenzahl und Darstellungsmöglichkeit: „Der Indianer will zur Bronx" von Israel Horovitz. Inhaltlich wetterleuchten darin Assoziationen an ähnliche, diese erschreckende Handlung bereits anbahnende Dramen und Filme der letzten Jahre, an „Saat der Gewalt", „Denn sie wissen nicht, was sie tun", Bonds „Gerette" und LeRoi Jones' „Dutchman" – oder einfach an eine beinah schon alltägliche Zeitungsmeldung: Rowdies schlagen Wildfremden zusammen.

Warum kommt es zu einem soldien Exzeß? Horovitz zeigt die letzten Phasen einer glimmenden und ausbrechenden Brutalität, hervorgerufen durch Einsamkeit, durch Nicht-Verstehen des Mitmenschen. Ein Inder, ein Indianer, jedenfalls ein Ausländer, der kein Wort Englisch spricht, steht an einer New Yorker Busstelle, zwei Slum-Burschen wollen mit ihm ins Gespräch kommen, und das kann eben nicht klappen. Die beiden schaukeln sich gegenseitig in Aggressionen hoch, die ebensogut täppische Versuche von Zärtlichkeit sein können. Sadismus ist Resultat unbeantworteten Liebesbedürfnisses und das Resultat von Unkenntnis. Eine junge Form proletarischer Spießbürgermentalität: Was der Bauer nicht kennt, haut er zusammen.

Siebzig Minuten dauert der Schlagabtausch, der aufreibende Wechsel von Ruhe, Wut, Zuneigung, Brutalität; siebzig Minuten, an deren Beginn das Ende schon zu ahnen ist, die dennoch zutiefst fesseln, aufwühlen und schreckensstarr machen. Denn George Froschers, der bereits durch seine ballettöse „Soldaten"-Aufführung hervortrat (DK 5. 5. 70), ließ kein Durchhängen oder Schlampen zu. Ein bißchen gedämpft werden sollte die überwuchernde Aquilibristik der beiden Underdogs dennoch, ein bißchen mehr müßte ihre verletzbare Freundlichkeit, die hier eher wie Spott wirkte, durchdringen, damit das leider ziemlich „normale" Geschehen an Unfaßbarkeit gewinnt.

Sicherlich ist Froschers bewußt vom gestisch Bewegten ausgehender Stil besonders geeignet für ein solches, für das LaMaMa-Theater geschriebene Stück. Erstaunlich die Präzision der drei jungen Schauspieler, des rührend lächerlichen, nervös reagierenden „Indianers" Karsten Trzcionka intensiv mitgehend, mit kleinsten Mitteln Angst und Hoffnung ausdrückend, und der beiden „Rowdies" Alexander Demitriades und Kurt Bildstein. Man konnte allen dreien anmerken, wie sicher sie sich ihrer erarbeiteten Bewegungen und Gesten waren – und dies ist beim Theater gar nicht so üblich, wie man glauben möchte.

Florian Casca

Florian Casca alias Michael Skasa

MÜNCHNER MERKUR
24.7.1970

M. Merkur 24.7.70

FREIES THEATER: „DER INDIANER WILL NACH BRONX"

Teuflische Spielchen an der Bushaltestelle

Die Bronx ist nicht etwa eine (entlegene) Ranch oder ein Rodeo oder gar ein leichtes Mädchen, sondern so etwas wie das New Yorker Glasscherbenviertel. Und der Indianer ist kein Indianer, sondern ein Inder. Der fällt, auf den Bus wartend, zwei Hipstern in die Klauen.

Die beiden, Murph und Joey, provoziert der stumm Wartende und, wie sich bald herausstellt, ausschließlich Hindi sprechende und verstehende Inder sehr bald zu teuflischen Spielchen. Jetzt sind sie nicht mehr allein aufeinander angewiesen bei ihren (nicht zuletzt erotisch akzentuierten) Manipulationen, sie haben ihr Opfer gefunden.

Wieder ist in dem Stück „Der Indianer will nach Bronx" von Israel Horovitz ein Lieblings-Leidensthema unserer Zeit angeschlagen: die Verlorenheit des Menschen, die Aggressionstrieb, Sadomasochismus, Verunsicherung in jeder Richtung zur Folge hat. Aus Spiel wird Terror, der alle Beteiligten mehr und mehr in seinen Sog zieht.

Horovitz, mit Affinitäten zum La-Mamma-Theater, bietet mit seinem Verhaltensweisen-Katalog einer gestörten Subjekt-Objekt-Beziehung ein Stück Neo-Sozial-Realismus made in USA und läßt, nicht zufällig, an Orton, Bond, an Albee („Zoogeschichte"), auch an Muellers „Großen Wolf" denken.

George Froscher hat diesen, gelegentlich Parabelzüge annehmenden Einakter mit seinem Freien Theater in Anette Spolas Theater am Sozialamt sehr exakt und mit viel Spürsinn für puerile Labilität in Szene gesetzt. Auch nützt er, zumeist recht glücklich, seine Choreographen-Erfahrung (er war Schüler von Kurt Joos) zu ebenso rüden wie differenzierenden equilibristischen Aktionen seiner Darsteller.

In Kurt Bildstein hatte er einen cleveren Murph zur Verfügung, in Alexander Demetriades einen durchtriebenen Joey. Karsten Trzcionka war der (nicht nur wegen seines zungenbrechenden Idioms) wenig beneidenswerte „Indianer".

Ernst Günther Bleisch

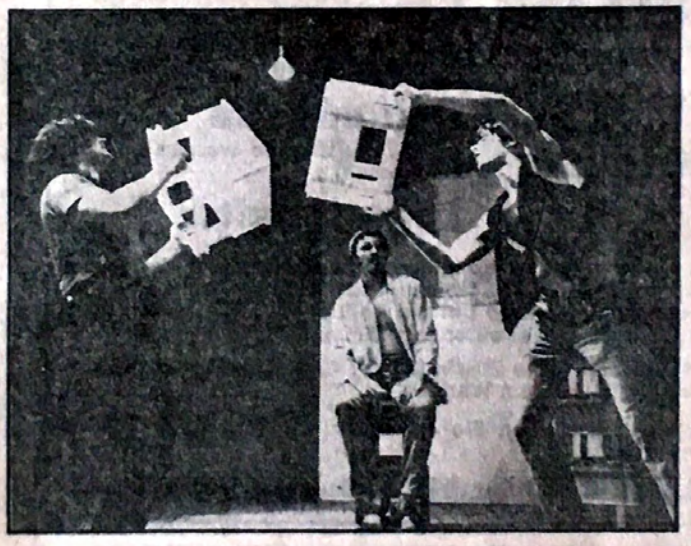
Der „Indianer" hätte mehr Beifall verdient

nie. **München, 24. Juli**

Das „Freie Theater München" hat im Theater am Sozialamt eine vorläufige Bleibe gefunden. Weil aus ihrem alten Domizil, dem Lokal „Fäustlegarten" ein Tanzetablissement werden soll, setzte man die kleine Bühne kurzerhand auf die Straße.

Jetzt spielt sie wieder, als Gast im TamS. Theaterleiter George Froscher inszenierte dort das zweite Stück seit Bestehen seiner Bühne: „Der Indianer will zur Bronx" von Israel Horovitz. Eine Aufführung, die bei der Premiere am Mittwoch abend etwas mehr Beifall verdient hätte.

Zu bemängeln ist lediglich der Anfang: Zuviel Zeitaufwand um amerikanisches Slum-Kolorit herzustellen, ansonsten eine erfreuliche Inszenierung mit guten Schauspielern. Zwei nägelkauende Rocker, die sich in Sadismus üben, und dabei den dritten, einen „Fremden", zwischen sich zermahlen.



Szene aus: „Der Indianer will zu Bronx"

Neue Experimentierbühne nach US-Vorbild in Schwabing

Revolution im Fäustlegarten

München bekommt eine neue Kleinbühne: George Froscher, ursprünglich Tänzer, später Schauspieler und Regisseur, hat im Schwabinger „Fäustlegarten" den Verein „Freies Theater München" gegründet. Mitglieder lassen vorerst auf sich warten. Dennoch steht die erste Premiere knapp bevor: Lenz „Soldaten" in freier Neufassung (29. April).

Was es in den Vereinigten Staaten, vor allem in New York, das keine Theatertradition im europäischen Sinne besitzt, schon seit über zehn Jahren gibt, macht nun langsam auch bei uns Schule. Gestützt auf die Techniken amerikanischer Gruppen wie „Open Theatre" und „La MaMa" sowie auf die Idee des Polen Grotowski vom „armen Theater", hat der Berliner George Froscher im Schwabinger Bierlokal „Fäustlegarten" (Kaiserstraße) mit zehn jungen Leuten, meist Laien, eine Experimentierbühne etabliert.

Konventionelles, realistisches Theater soll dort nicht mehr gemacht werden. Rhythmisch-liturgische Textzerstückelung, Wiederholungen, Lautkombinationen, gepaart mit exakt eingeübten, beinahe choreographisch festgelegten Bewegungsfiguren bilden die Grundlage einer in erster Linie formalen Revolution, die Froscher als „Neo-Expressionismus" bezeichnet.

Der Stoff spielt dabei eine untergeordnete Rolle. Man wählte die „Soldaten" von Lenz, jenes Sturm-und-Drang-Drama, das als Vorwegnahme des Büchnerschen „Woyzeck" in letzter Zeit besonders durch die Vertonung Zimmermanns und die Bearbeitung Kipphardts wieder ans Tageslicht **kam.**

Froscher: „Vom ursprünglichen Stück bleibt bei uns bis auf einige Textstellen nur die Story. Ich habe Zitate aus Börsenberichten, alten preußischen Militärbüchern und Gebetssammlungen eingebaut. Das ganze hat natürlich auch heute einen gesellschaftskritischen Anstrich. Was bei Lenz Standesdünkel, Manipulation des Schwächeren ist, wurde umfunktioniert. Die Verlogenheit der Kirche, der Wohltäter und angeblichen Kriegsgegner, die mit dem Krieg Geschäft machen, wird klar."

„Den Manipulierern (Werbemanagern, Erziehern, Ausbildnern) stehen die Passiven gegenüber, die sich wehrlos unterordnen: die Ignoranten. Bei uns endet die Marie als Playgirl. Untertitel: Ein Stück für Gott, Vaterland und Huren."

George Froscher war zuletzt in Tübingen (Zimmertheater) als Regisseur engagiert („Kaspar", „Endspurt", „Pfeffer aus Cayenne").



George Froscher
Photo: Schnetzer

„Da wir bisher von niemandem finanziell unterstützt werden, bin ich auf mich selbst angewiesen. Als nächstes würde ich gern Handkes ‚Kaspar' für München inszenieren. Aber dafür interessieren sich auch das ‚Moderne Theater' und das ‚Theater am Sozialamt'. Als Ersatz käme dann vielleicht Arrabal (‚Nacht der Puppen') in Frage." *Andreas Müller*

Donau-Kurier 5.5.70

Soldaten-Ballerinen

Eröffnung des „Freien Theaters" München mit „Soldaten" nach Lenz

Ob das jetzt das 25. oder 28. Theater in München ist, weiß niemand so recht zu sagen. Und eigentlich gab's diesen Saal schon länger; bloß, daß bisher dantschige Älplerinnen und Freizeit-Ländler auf der Bühne dilettierten: der „Fäustlegarten" beherbergte seit einiger Zeit das „Original Oberbayerische Bauerntheater Münchener Gmoa" (das weder original, noch bayrisch, noch Bauern-, noch Theater war).

Die stimmungsvollen Papp-Alpen sind mit Zeitungsmakulatur überklebt, Hirschgeweihe weiterhin zugelassen. Flipper- und Kicker-Apparate rückt man ins vordere Zimmer zur Musikbox und den kartenspielenden Stammgästen, und im Zwischenakt rollt der Biernachschub, denn da dieses Theater von einer Brauerei getragen wird, hängt die Existenz der Truppe stark vom Bierkonsum ab. Und weil die Originalbayern ihr Biertheater zu selten veranstalteten, versucht's die Brauerei jetzt mit einem Trupp Studenten unter Leitung von George Froscher, den Ingolstadt bereits von seiner „Endspurt"-Inszenierung kennt.

Man hat da, halbwegs im Tenn, die „Soldaten" von J. M. R. Lenz (1786) bearbeitet. Lenz, der genialische Goethe-Freund, Vorläufer von Büchner, Brecht, Fleißer, reizt mit seinen sozialrevolutionären Stücken heute allenthalben zur Bearbeitung: B. A. Zimmermann veroperte mit spektakulärem Erfolg die „Soldaten", und die Studiobühne brachte kürzlich einen hervorragenden Extrakt des „Hofmeister" (s. DK vom 7./8. Februar 1970). Froschers Version der „Soldaten" ist falsch, aber interessant: Er reduzierte die aggressive Demaskierung des hurenden, eitlen Offiziers-Clans auf bloß ästhetisch reizvolle Gruppierungen; Choreographien von Sprache und Bewegung, die jedoch ohne zwingende Funktion waren. Widerlichkeit und Infamie der zynischen Menschen-Manipulateure drückten sich in teilweise raffiniert balletösen Studien aus, waren also zum künstlerischen Genuß umgeschlagen.

Vielleicht liegt darin die Gefahr der momenten grassierenden Manie, Texte auf Gestensprache und choreographierte Stilübungen zu verkürzen: daß diese Form zum Selbstzweck, zur reinen Ästhetik erstarrt, wenn sie nicht konsequent genug durchdacht wird. Also: Die Aufführung ist für Genießer unbedingt sehenswert, für Kenner von Lenz ärgerlich (tägl. außer Mo. im „Fäustlegarten", Kaiserstr. 67). Florian Casca

Florian Casca
alias Michael Skasa

Erste Premiere im Freien Theater München

Werdegang einer Hure

Das „Freie Theater München" (Kaiserstraße 67, Fäustlegarten) präsentierte die erste Premiere: „Soldaten" von J. M. R. Lenz. Bearbeitung: Regisseur George Froscher.

Die Voraussetzung war wenig theaterhaft: am Ende eines mit Klubwimpeln bereicherten Biersaales erhob sich ein karges, mit Zeitungen und farbigen Buchstaben ausgelegtes Podium. Und gleich wußte man's: Es wird wieder demonstriert. Kein Wunder, denn Lenz' kritisch-moralisches Stück aus der Genie-Ära bot sich schon vielfach zu gedrechselter Darbietung an.

Eine szenische Ballade über den Hurenwerdegang des ständegeilen Mädchens „Marie" und die exklusive Eitelkeit des (hier: Offizier-) Standes, geriet unter Froschers geschickter, manchmal zu nervöser und forscher Hand zu einem mit Sprachverzerrungen und rhythmischer Bewegung moritatenhaft abgezogenes Antimoralitätenspiel. Angedeutete und ausgeformte Bewegungen steigerten sich zu Symbolen des fehlenden Umweltinventars: Menschenkreisel, Gruppenaufmarsch, Qualszenen.

Die übermechanisierte Trocken-Hektik, die zu einer nüchternen, scheintragischen (weil zwangsläufigen) Nuttenwerdung Mariens und soldatischer Lebens- und Grabschändung des Geliebten Stolzius führen sollte, blieb oft an den Bierkrügen hängen. Die Klage schaffte eher Verwirrung als Einsicht im Publikum, falsche Proklamationen zeigten die Nervosität der Theatercrew (herausragend *Rolf Parchwitz*). Die geschenkte Beachtung aber ist zweifellos verdient. *Thomas Petz*

52

FREIES THEATER MÜNCHEN E.V.

„Die Soldaten" mit Gesten des Tanztheaters

Das Freie Theater München eröffnet mit J. M. R. Lenz

Das hätte schon etwas werden können, die erste Arbeit der neuen Münchner Bühne, die sich „Freies Theater" nennt und im Hinterzimmer einer Schwabinger Bierkneipe logiert. Denn die Idee, die hinter der Inszenierung von „Die Soldaten", einer Komödie des „Sturm-und-Drang"-Dichters Jakob Michael Reinhold Lenz, sichtbar wird, sie bestimmt zu haben scheint, könnte dem Stück eine Dimension hinzufügen, die in ihm zumindest auf der szenischen Ebene nur tendenziell vorhanden ist: eine von allen krausen, romantisch-phantastischen Handlungselementen befreite, radikale Ablehnung einer Gesellschaftsstruktur, die sicher heute noch, wenn auch in modifizierter Form, so besteht.

Die ganz modern anmutende Methode von Lenz, mit Hilfe der Sprache Klassenherrschaft einsichtig zu machen, ja die Sprache selbst als ein Mittel der Unterdrückung und der Sicherung von Klassenherrschaft zu denunzieren, wird vom Ensemble des „Freien Theaters" weitgehend ignoriert. Sein Interesse konzentriert sich auf die szenischen Vorgänge, auf die Verhaltensmodelle, die diese Vorgänge bestimmen, darauf, die Modelle mitsamt ihren Konsequenzen sichtbar zu machen. Nun ist es das Pech für die Inszenierungsidee, daß das Ensemble bei der Realisation auf Formen zurückgreift, die das Tanztheater und in der Folge davon die Operette und das Musical schon weidlich ausgeschlachtet haben. Was anderes soll man tun als verlegen schmunzeln, wenn etwa der Einzug des Offizierskorps in die Kneipe mit donnerndem Gleichschritt unter anfeuernden Hepp-Hepp-Rufen des Majors vonstatten geht, als befinde man sich bei einer Parade vor dem König, oder wenn die Entjungferung Maries so choreographiert ist wie sonst nur die Liebesvereinigung in einem romantischen Ballett mit diversen akrobatischen Stemmaktionen.

Manchmal allerdings gelingt auch mehr, wird deutlich, was aus dieser Aufführung hätte werden können, hätte man sich nicht so vertrauensselig mit einem abgestandenen gestischen Material eingelassen. Zumindest die Szene, in der Stolzius sich bei einem Offizier wegen des Geredes über seine Braut Marie beklagt, ist da exemplarisch. Der Dialog zwischen den beiden findet eine entsprechende, ihn weiterführende szenische Form, ist begleitet von einem tänzerischen Ritual, das die Herrschaftsverhältnisse unmittelbar sinnlich darlegt, akzentuiert noch durch die Hereinnahme einer schockierenden sexuellen Komponente. Dieses Ritual endet mit einer schon mehr als nur symbolisch vollzogenen Vergewaltigung des machtlosen Stolzius. Solches läßt einen hoffen, daß dieses neue Münchner Theater nicht bloß eines unter den vielen bereits vorhandenen bleibt.

JvM

Münchner Merkur

MÜNCHEN, SAMSTAG/SONNTAG, 2./3. MAI 1970

DAS FREIE THEATER STELLT SICH VOR

Soldaten im Zeitraffer

Es ist gewiß kein Zufall, daß genau zweihundert Jahre „danach" der Protagonist des „Sturm und Drang", Jakob Michael Reinholz Lenz, wiederentdeckt wird und sich plötzlich Opernkomponisten, große Theater wie Studiobühnen seiner erinnern. Sein Protest gegen das Dogma der Aufklärung, gegen Paragraphengestrüpp, gegen leer und schal gewordene Konstruktion anstelle von „Leben" hat wie einst den Reiz des Verführerischen — zumindest auf dem Theater.

Das neue Ensemble (Studenten der Theaterwissenschaft und Laien), das sich jetzt „Die Soldaten" von Lenz vorgenommen hat, nennt sich Freies Theater und spielt (täglich außer Montag) in den Nebengelassen des Fäustlegartens (Kaiserstraße 67). Der Sparverein 1967, der sonst hier seine Sitzungen abzuhalten pflegt, würde wahrscheinlich die Hände überm Kopf zusammenschlagen über die schnöde Verfremdung seiner heiligen Hallen.

Mit einer Komödie (als die Lenz sein Stück sah), hat die Produktion von George Froscher, dem Leiter des Ensembles, so gut wie nichts mehr zu tun. „Wir machen ganz bewußt ‚Bewegungstheater', wollen die Zwänge, die Manipulationen der damaligen Zeit klar werden lassen." Auch einer kontinuierlichen eigentlichen Handlung hat man die kalte Schulter gezeigt. „Doch der Kern der Fabel blieb erhalten", sagt Froscher beruhigend.

Es beginnt mit lautloser, feierlicher Eurhythmie, die indes bald in disharmonischen Taumel, in zerstörerische Hektik umschlägt. Die Inszenierung setzt den Akzent weniger auf das umflorte Schicksal dieser vor-büchnerischen Marie, des verführten Bürgermädchens, als auf die Tragödie des jungen Tuchmachers Stolzius (den Froscher zu einem Rebellen comme il faut hochtrimmt: Kurt Bildstein), der eben diese Marie an eine morbide Offiziers-Clique verliert.

In dem Bestreben, eine Essenz des Stücks zu geben, geriet manches zu sehr als Abbreviatur, zu stark in einen dramaturgischen Zeitraffer, wenn auch, durch choreographisch getönte Zuspitzung, Passagen wie die Balz-Szene Marie/Offizier oder die gedrillte Tauglichkeits-Untersuchung, das Gestampf der Soldateska und der Kyrieeleison-Schluß eine gehämmerte Präzision besaßen.

Diese Fingerübung macht neugierig auf weiteres. Geplant: „Der Indianer will zur Bronx" von Israel Horovits. egb

Ernst Günther Bleisch

Szenischer Bericht aus München

Stücke von Schiller und von Lenz / „Maria Stuart" und „Die Soldaten"

Stretta zugleich die Heißblütigkeit geopfert, die dem genialen Theatraliker Schiller eignet, werden seinen effektvoll stürmenden Temperamenten Zügel angelegt, entfallen somit die dramaturgischen und psychologischen Voraussetzungen, ohne Ersatz durch Dialektik oder eine revidierte Deutung — gelingt es nicht einmal mehr dem Kenner, den Geschehnissen zu folgen, die Beweggründe des Dramatikers und seiner Gestalten zu verstehen. Der Faltenwurf ist gefallen, der Sinn der Sache muß ihm nach. (Das Bild, nicht ganz so schief wie die Aufführung, möge erlaubt sein.) Als unversehens, gewissermaßen versuchsweise Mortimer aus seiner Reserve ausbrach, antwortete die muntere Jugend mit fröhlichem Gelächter; die Schockreaktion ist verständlich.

Vage verhallt die Tonfolge, unentschieden bleibt die Interpretation, die sich weder zu dem exemplarischen Frauendrama noch zu dem bedenkenswerten politischen Drama entschließt. Herr von Schiller fügte beide kühn zusammen, bei Henrichs findet keines statt. Niemals zuvor habe ich den Krieg der hochgeborenen Weiber, den Streit um Krone und Macht, den welthistorischen Konflikt zwischen Katholizismus und Protestantismus so zu einem öden, langgedehnten Spielchen zweier charmanter Damen um Legitimität und Liebhaber werden gesehen wie hier.

Frau Theobald aus Berlin gastiert in der Titelpartie, und die hiesigen Freunde der Schauspielkunst hoffen: auf Engagement. Bedauerlicherweise konnte diese ausgezeichnete Künstlerin ihre großen Gaben erst in der letzten Szene voll entfalten, in dem stillen, gefaßten, unsentimental, mit Gesten und Tönen genau gestalteten Abschied von ihren Getreuen. Als Elisabeth bemühte sich die bewährte Frau Kuzmany sicher und selbstbewußt um die ihr kaum naheliegende Aufgabe, die sie bewältigte, soweit es der Inszenator möglich machte. Den Staatspolitiker Burleigh hatte ein Beamter der Verwaltung übernommen, der über eine wohlklingende, vertraut heimatliche Stimme verfügt. Im übrigen sah man sehr viel mittleres Stadttheater, die tiefste Provinz bekam Audienz bei Hofe.

Im „Freien Theater" München-Schwabing werden die „Soldaten von Lenz entlenzt. Vom Living Theatre bis Zadek reichen die Vorbilder dieser Inszenierung, und ganz aus der Ferne winken Tairows Entfesseltes und Meyerholds Bio-Mechanisches Theater hinein. Die Komödienszene wird zum Tribunal, die Kurzauftritte werden weiter zerfetzt, die prägnanten Dialoge skelettiert; der Text zerbröselt zu einer Gebrauchsanweisung für Freiübungen, rhythmische Gymnastik, aPrterreakrobatik, Pantomimisches. Offiziere verführen ein Bürgermädchen, Militärs demütigen einen jungen Kaufmann, am Ende bleiben der Streich und die Uniform. Anlaß, Anregungen genug, eine Kopulation im Catcherstil — Mann als Kletterstange, Mädchen als Baumaffe — stattfinden zu lassen; aus einer ärztlichen Musterung eine Art drastischen Abzählspiels mit bemalter Hühnerbrust zu machen. Kurz: typische Verhaltensweisen von Zivil und Militär durch häufig mehr, selten minder verrenkte Gesten, Bewegungen aus dem Exerzierreglement und der Laban-Schule, monoton gebrüllte Satzbrocken zu signalisieren. Ist alles, Vergewaltigung, Unterdrückung, Verhöhnung, Meuchelmord, vorbei, empfiehlt hier kein Dramatiker „Pflanzschulen von Soldatenweibern" zu gründen, arrangiert ein theatralischer Drillmeister ein feierliches Kyrie eléison des ganzen Ensembles, das sich zehn Mann stark, auch Mädchen darunter, in neunzehn Szenen und zwei Dutzend Rollen temperamentvoll aufgearbeitet hat. „Für Gott, Vaterland und Huren." Großer Choral mit aggressiven Deklarationen. Protest gegen Befehls- und Machthaber. Die spezifische Sturm- und Drangsituation gewaltsam umgedeutet ins Aktuelle.

So interpretieren Studenten der Theaterwissenschaft ihre Lektüre oder — was sie dafür ausgeben. Die Demonstration, alias: Produktion findet in dem hübsch mit Emblemen eines Sparvereins und bezeichnend mit Zeitungsausschnitten geschmückten, Nebenraum einer bescheidenen Schwabinger Wirtschaft statt. Über Tische und Stühle marschieren die Kolonnen im Stampfschritt auf das Podium; der Gastwirt trägt eifrig Bier herbei für die jungen Leute, die wider Erwarten nicht mitspielen. Vor Jahren dienten solche Lokalitäten noch den Amateurkabarettisten (zumeist akademischen Geblüts), die sich unermüdlich spalteten und in einigen Fällen erfolgreiche Profis wurden. Verwehte Spuren, verschlissene Moden. Jetzt wird Theater geturnt. Wer ein wenig Mühe hat, die auf Unnatur getrimmten Ausdrucksformen und das blecherne Wortgetön ohne Lächeln hinzunehmen, wird mehr und mehr, so peu à peu von der Unbedingtheit gepackt, der mitunter eindrucksvolle Signifikationen erfreulicher und unerfreulicher zwischenmenschlicher Beziehungen gelingen. So verwegen es ist, Seminarübungen vor die Öffentlichkeit zu bringen, eines muß man den Theaterwissenschaftlern lassen: der Historismus des neunzehnten Jahrhunderts schert sie keinen Schminktopf, keine Puderwolke.

WOLFGANG DREWS

Guter Start mit den »Soldaten« von Lenz

Eine neue Experimentierbühne in München

Ein neuer Farbtupfer auf der Palette der Münchner Kleinbühnen: in einem Schwabinger Bierlokal etablierte sich George Froscher, ein junger Regisseur, der vom Tanz herkommt und zuletzt beim Tübinger Zimmertheater auf sich aufmerksam machte (auch in Ingolstadt hat er schon inszeniert), mit seinem „Freien Theater München". Mit einem Minimum an materiellen Mitteln (was den totalen Verzicht auf Bühnenbild, Kostüme, Requisiten und — weniger bereitwillig akzeptiert — auf Lichtregie bedeutet), dafür aber um so größerem artistischem und intellektuellem Engagement versucht er, experimentelles Theater zu machen, dessen Vorbilder die Spielformen amerikanischer Off-off-Broadway-Truppen wie „La MaMa" oder „Open Theatre" und die Theorien von Grotowski und Artaud sind.

Der Start mit einer freien Bearbeitung der „Soldaten" des Stürmers und Drängers R. M. J. Lenz war durchaus vielversprechend. Kam auch der etwas unterkühlt formalistische theatralische Stil (Zerstückelung des Textes zu rhythmisch verarbeitetem Wortmaterial, kombiniert mit streng formalisierter Choreographie der Bewegung und des Körperausdrucks) mit den gesellschaftskritisch gemeinten inhaltlichen Intentionen (Manipulation des Menschen durch gesellschaftliche Anpassungszwänge) nicht immer ganz zur Deckung, so beeindruckte doch das Maß an artistischer Perfektion und stilistischer Geschlossenheit, das Froscher mit seiner teilweise aus Laien bestehenden kleinen Truppe erreichte.

Vor allem im weitaus überzeugender gelungenen zweiten Teil gab es faszinierende Momente geglückter Umschmelzung in aussagemächtige formale Strukturen. Die Aufführung wie die anschließende Diskussion, bei der vorhandene Unsicherheiten mit sympathischer Offenheit eingestanden wurden, hinterließen den Eindruck eines redlich und engagiert um neue Theaterformen bemühten Kollektivs, das Aufmerksamkeit verdient.

H. K.

Nürnberger Nachrichten
Feuilleton-Redaktion
Nürnberg, Marienplatz 1

6.5.70

„Soldaten"-Liebchen

Attraktive Boshaftigkeit im „Freien Theater"

Das „Freie Theater München" stellte sich im Schwabinger „Fäustlegarten" mit der Montage „Soldaten" nach Jakob Michael Reinhold Lenz erstmals dem Münchner Publikum vor. Regie: George Froscher.

Auf kahler, zeitungsbeklebter Bühne sprechen Personen in Alltagskleidung artifiziell prononcierte Texte von Lenz und solche, die von Lenz sein könnten. Es geht um die „zivilen" und „militärischen" Liebschaften der Bürgerstochter Marie und um das, was die Leute dazu sagen.

Die Schauspieler arbeiteten hart. Standen auf einem Bein, „pantomimten" Liebesleid und Geschlechtsverkehr, zerschlissen sich in soldatischen Drillszenen. Da gab es gute Ansätze, doch wirkte die Vorführung im Gesamten verkrampft und überanstrengt. In gelockerten, fast kabarettistisch anmutenden Sequenzen zeigte sich eine Ahnung von dem, was hätte erreicht werden sollen.

Der Hauptakzent liegt bei Froschers Inszenierung auf der Darstellung einer erbarmungslosen, festgefahrenen Gesellschaftsmaschinerie. Das Rezitieren in liturgischer Manier brachte recht dichte Augenblicke voll attraktiver Boshaftigkeit.

ULLI OLVEDI

Wochenende, 2./3. Mai 1970

FREIES THEATER MÜNCHEN E.V.

Süddeutsche Zeitung
7./8.11.1970

Freiheit durch Dressur?

„M wie Mord" im „Freien Theater" München

Diesmal mußte man von der Bühne wegschauen, um zu begreifen, wie wichtig Theater sein kann. In dem kleinen Theaterraum konnte man sehr genau beobachten, wie der Regisseur George Froscher und die Spieler, die gerade nicht beschäftigt waren, die Aktionen auf der Bühne verfolgten: mit spontanem, aufgeregtem Interesse. Ein bißchen ergriffen erlebte man mit, wieviel Freundschaft und Solidarität Theaterproben bei uneitlen Leuten stiften können.

Wenn die Spieler dann selbst auf die Bühne traten, wurde leider alles anders: die Gesichter versteinerten, die Gebärden gefroren; der leidenschaftliche Wille, Theater zu machen, vertrieb alle Spontaneität.

Die Bühnenvorgänge verrieten Probenfleiß, Konzentration, gläubigen Ernst. Doch so paradox das klingen mag: erschreckend war der Mangel an Unsicherheit, beängstigend die Entschlossenheit, mit der hier ein Irrweg beschritten wurde. Statt die Laienspieler aus Befangenheit und Verkrampfung zu lösen, statt ihrer individuellen Freiheit, ihrer anarchischen Spielfreude Raum zu geben, trieb Froscher sie in neue Zwänge, neue Verkrampfungen: sie mußten theatralische Formexperimente zelebrieren.

Jeder Augenblick des mehr als zweistündigen Abends sollte wohl mit einem Höchstmaß an Konzentration und formaler Gestaltung erfüllt werden — und das mußte in Selbstüberforderung enden. Froscher wollte viel zuviel auf einmal. Er hatte aus drei Theaterstücken (von Aischylos, Sophokles, Euripides) eine umfangreiche Collage über die Atriden zusammengestellt. An diesem gewaltigen Objekt wurden nun Spielweisen ausprobiert, die zwei ganz verschiedenen, kaum zu vereinbarenden Theatertraditionen entstammen: Die Aufführung verband kultische, zeremonielle, formalisierende Stilmittel mit naiver Deklamation und emotionaler Ergriffenheit. Psychische Elementarsituationen (Angst, Grausamkeit, Wut) wurden nicht nur in theatralische Form (in Gebärden, Bewegungen) transponiert, sondern gleichzeitig emotional erfüllt: mit den alten dramatischen Ausdrucksklischees, mit gepreßten Stimmen, zusammengekniffenen Augen. Artaud und das deutsche Stadttheater feierten späte Vermählung.

Es gab in dieser Aufführung keinen Moment der Gelassenheit, der Ruhe, der Distanz: Jeder Satz wurde peinlich genau artikuliert, jede Gebärde feierlich zelebriert. Es wäre schön, wenn all diese formalen Zwänge, die heute noch nach Dressur aussehen, sich eines Tages als Umweg zur Freiheit erweisen würden.

BENJAMIN HENRICHS

DONAU-KURIER
13.11.1970

Tod durch Tomahawk

„M wie Mord"
im Freien Theater in München

Das Los der unglücklichen Atriden-Sippe (Agamemnon und Co.) ist wahrhaft tragisch: Erst schlachten und verwursten sie sich gegenseitig, jetzt tut ihnen George Froscher mit seinem Freien Theater in Münchens Münzgasse ein Gleiches: er verwurstet einschlägige Dramen der drei großen Tragi-Griechen Aischylos, Sophokles und Euripides zum erschröcklichen Atriden-Weihespiel „M wie Mord".

In 26 Szenen stöckeln bar-rippige Mannen und hübsche, doch gänzlich bekleidete Damen mit Kothurn und Stimmgewalt um die Zuschauer, röhren altgriechisch „I-ooo" und „Eleloiii" und benehmen sich auch sonst überaus trutzig. Gegen Ende dann senkt sich ein Tomahawk hinter diversen Missetätern, sie werden in Plastik eingepackt und sehen aus wie Riesen-Krautwickerl.

Wenn der hymnische Rhapsode Stefan George mit Thoraks Heldenfiguren ein Thingspiel inszeniert hätte, und wenn jemand dies hätte parodieren wollen, es könnte so aussehen. Erschreckend nur, daß „M wie Mord" ernst gemeint ist, verwirrend, die gläubige Humorlosigkeit eines Esoterikerzirkels zu erleben (Spontaneität und schütterer Spaß sind nur bei den zwei jüngeren Spielerinnen zu beobachten), starr und dressiert wie Stabmarionetten wird hier eine gigantische Lächerlichkeit zelebriert, ohne Grazie, ohne Feuer.

Nein, der sehr engagierte und fleißige George Froscher ist auf einem gänzlich falschen Weg, seine eurhythmischen Vorstellungen genügen nicht als theatralischer Selbstzweck. Dergleichen Techniken in Studios zu üben, ist passabel, aber nur, um sie ins Unbewußte sinken zu lassen, daraus zu schöpfen, nicht sie selbst darzustellen. Die hier gefundenen Fertigkeiten, diese Formen müssen gefüllt und verkleidet werden, sonst peinigen sie Aug und Ohr des Publikums mit abscheulich hohlem Pathos. Es ist einfach schade um diese einsatzfreudige, opferbereite Truppe.

Florian Casca

Florian Casca alias Michael Skasa

Münchner Merkur 7./8.11.1970

DAS FREIE THEATER ZEIGT: „M – WIE MORD"

Die Atriden in der Münze 7

Zum dritten Male trat jetzt George Froschers „Freies Theater" hervor. Diese Truppe ist aus dem Workshop der Münchner Volkshochschule hervorgegangen und verfolgt nicht zuletzt das Ziel der Entspannung durch Spiel, der Persönlichkeitsverwirklichung durch theatralische Interpretation.

Als Vorlage für „M — wie Mord" dient diesmal der ebenso gewaltige wie gewalttätige Stoff der Atriden, das größte Familien-Massaker der Antike, ausgelöst durch den zehn Jahre dauernden Trojanischen Krieg. Froscher hat in rigoroser Reduktion aus drei eins gemacht: die viele Abende füllenden Dramen der Aischylos, Sophokles, Euripides boten ihm ein Stichwort-Gerüst für die drei Elementar-Räusche, nämlich: Macht, Eros, Gewalt.

Erreicht er auch durch die Radikalverknappung gelegentlich fast apodiktische Dichte, so ist doch weder zu übersehen noch zu überhören, daß mit dieser Methode nicht sehr viel mehr als Inhalts-Rekapitulation zustande kommt, sozusagen ein Daten-Panorama blutiger Sippen-Geschichte. Nicht immer ist durch Verkürzung eine noch höhere Würze zu erzielen.

Doch Froscher will Mittenmang-Theater machen, Katharsis nicht durch Distanz, sondern durch Hautnähe. Darauf ist auch seine Inszenierung angelegt. Sie ging in der „Münze 7" vor sich, in einem zum Abbruch bestimmten Haus neben dem Platzl, an einem abenteuerlichen Ort, in dem zugleich mehrere Kommunen hausen.

Vor einem riesigen Phallos aus Draht hebt es an, zwischen zwei Zuschauerblökken, in einem pechschwarzen Raum, der einer Gruft ähnelt. Agamemnon (Ernst Craemer), Klytemnestra (Heidi Forster), Menelaos (Kurt Bildstein) agieren auf zum Teil 22 Zentimeter hohen, an die Schuhe angeleimten Kothurnen, der vielfache Mord geschieht vor aller Augen: die abgehackten Hände und das blutige Gekröse hängen am Ende als Trophäen an der Wand.

Wieder verrät Froscher subtiles Gespür für fast ballettistische Tableaus: das Schiff der Krieger nimmt Gestalt an in einem Arrangement halbnackter Jünglinge; auch die chorischen Laudationes für die Sieger oder das heiser schattierte Echosprechen bewältigt das Team mit Frische und sichtlicher Liebe zur Sache.

Ernst Günther Bleisch

AZ 7./8.11.70

Atriden-Collage in München

Inzest in der Münze 7

Das Freie Theater München zeigt in der Münzstraße „M wie Mord — Die Atriden 70". Idee und Regie: George Froscher. Tragödien-Ablauf in 26 Szenen nach Aischylos, Euripides und Sophokles.

Die hellenische Prophetengalerie mit Kalchas und Kassandra orakelte, Aigist und Pylades im Zeugenstand. Damals, als Agamemnon und Menelaos (aus dem Urgeschlecht der Atriden) der geraubten Helena wegen das Helenenvolk für einen „vaterländischen" Krieg engagierten.

Der Regisseur collagierte einen Bilderbogen sexueller, attischer Heldenfrustration — Klytaimnestras kolportierte Bettgeschichten als Sippenzeugnis. Der steile Riesenphallus des fruchtbringenden Dionysos wurde in der Mitte des Tanzplatzes errichtet. Im zweiten Stock der Münze 7 begann das Ästheten-Thing.

Schlanke, nackte Körper in Bluejeans vollführten eine anstrengende Opferschau. Die krampfhaft erspielten Rituale gerieten zur Vogelschau des bedrängten Theaters: Akademiker-Show, ist das die Zukunft? Figuren-Werfen als Dramaturgie?

„M wie Mord" ist ein Mysterium — es wird *Froschers* Geheimnis bleiben. Die Unfreiheit des Freien Theaters wurde mit griechischem „Eleleu"-Geschrei auf Kothurnen um den Zuschauer herumgetragen. Da hüpfte das Zwerchfell im Rhythmus klammer Sätze und förderte die manierierten Töne aus den Registern von Sprach- und Schauspiel-Ethos.

Die blutige Inzest-Historie wurde zum Theater-Inzest der Akteure.

Thomas Petz

„Freies Theater München" probt Handke und Busch

Gammler als Hühnerfutter

Im Münchner Stadtzentrum, „Münze 7", zweiter Stock, hat Regisseur und Schauspiel-Pädagoge George Froscher (43) mit Vorübungen zur nächsten Premiere seines „Freien Theaters München" (FTM) begonnen: „Weissagung" und „Selbstbezichtigung", zwei „Sprechstücke" von Peter Handke. Premiere: Ende Januar. Man kann das, was hier geschieht, nicht gut als „Proben" bezeichnen, Konzentrations-, Kommunikations-, Sensitivitäts- und Sprechtraining sollen zu einem neuen, von überlieferten Ausdrucks-Klischees befreiten Theaterstil führen. Die AZ war dabei.

Der Raum (Monatsmiete: 350 Mark) ist klein, schwarz, wenig beleuchtet. Von der Diskothek im Erdgeschoß klingt Beat durch. Die Schauspieler sitzen am Boden, im



George Froscher

Kreis. Ein Metronom gibt im Rhythmus des Pulsschlags den Takt an. Froscher bestimmt mit wenigen Tamburinschlägen den Bewegungsablauf: Kopfbeuge vor, Knieschütteln, Armkreisen, Hüftschleuder, „rechts, links, acht, zwo vier, vor und rück ganz ent-

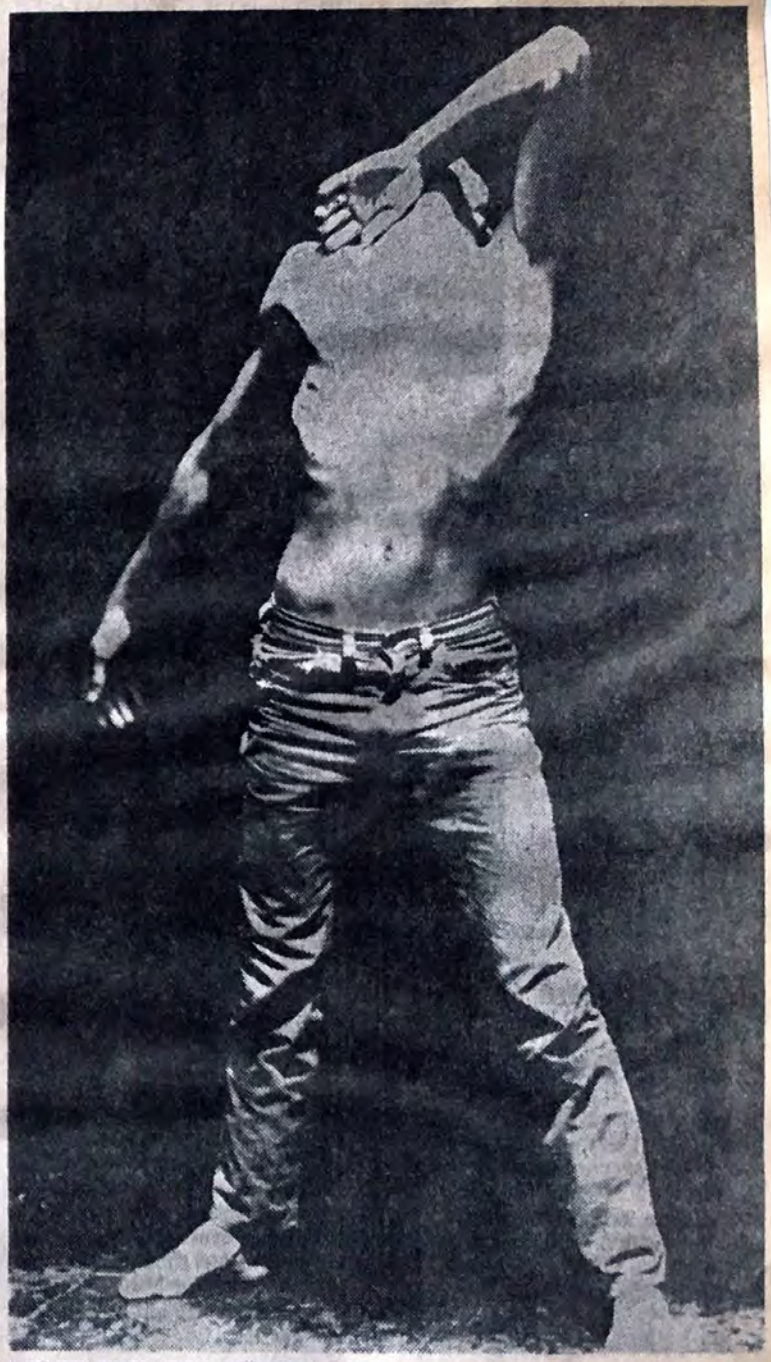
Drei Übungsbeispiele:

- Springen, Laufen, Laute ausstoßen. Froschers Anweisung: „Du willst auf den Baum rauf, was herunterholen. Die Höhe ist dabei unwichtig Die Laute müssen nicht schön sein, nicht ästhetisch. Wir wollen funktionell sein, etwas ausdrücken." Erst wenn Laut und Bewegung spontan, ohne Anstrengung, ohne Krampf in Einklang gebracht sind, setzt Formstreben ein. Froscher: „Begabung, Talent, Genie spielen da keine Rolle. Was wir machen, kann jeder."
- Zwei Darsteller stehen einander gegenüber, tun spiegelbildlich dasselbe, ohne einander zu imitieren, intuitiv, indem sie sich in den anderen hineinzufühlen versuchen.
- Herausleiten der Sprache aus den einzelnen Körperteilen in den Raum (Kopf, Brust, Zwerchfell, Rücken). Froscher: „Nicht brüllen, nicht die Stimmbänder einsetzen, nicht auf den Kehlkopf drücken, nicht auf schön machen."

Tricks sind verpönt

Emotionen (Angst, Panik, Wohlbefinden) entstehen von selbst aus einer konkreten Trainingssituation. Froscher: „Ein Baum im Wind, leichte Brise, Sturm, dann kommt die Sonne durch." Nichts soll aufgesetzt sein, nichts erzwungen. Theatertricks sind verpönt.

Froscher weiß: Er ist erst am Anfang eines langen Umweges zur Form zurück. Das Münchner Kulturreferat hat nach einigem Zögern nun doch 2000 Mark Jahreszuschuß genehmigt. Ausschlaggebend dafür war „ein gnädiges



FREIES THEATER MÜNCHEN: Ensemble-Mitglied Kurt Bildstein (28) beim Sensitivitäts-Training. Fotos: Schnetzer



DIE TAGE der Amateurtheater in Recklinghausen haben gestern abend mit „M–wie Mord", einer Aufführung des Freien Theaters München, begonnen. Zum siebten Male treffen sich Amateurgruppen aus allen Teilen Deutschlands, um ihre Kunst zu zeigen. Als Spielorte wurden das Ruhrfestspielhaus und der Markt in Recklinghausen gewählt. Unser Foto zeigt eine Szene der Probe zu „M–wie Mord". Foto: Pölking

Recklinghauser Anzeiger 14.11.70

PROFILE

Hildegard Vallentin, Geschäftsführerin eines Zusammenschlusses von 15 Frauenverbänden und Leiterin der „Zentralstelle für rationelles Haushalten" in Bonn, hat während ihrer jetzt 12jährigen Tätigkeit weit über 25 000 Familien aller Schichten über den Sinn richtiger Einkommensverwendung aufklären und dabei rund 8000 Familienbudgets erstellen können. Frau Vallentin stehen 62 Referentinnen zur Seite, die bisher bereits 10 400 Vorträge im ganzen Bundesgebiet gehalten haben. Die Gründe, warum bundesdeutsche Zeitgenossen oft mit ihrem Geld nicht auskommen: Sie leben mit zu großen Autos, zu hohen Raten und zu vielen Anregungsmitteln über ihre Verhältnisse.

George Froscher (43), Regisseur Theaterleiter, Schauspieler und Pädagoge, will die konventionelle Dramaturgie und Spielweise an deutschen Bühnen verändern. Nachdem er im Frühjahr im Münchener „Aktionshaus Münze 7" das Freie Theater gegründet hatte, hier am Donnerstag seine Collage „M wie Mord" herausbrachte, arbeitet er jetzt in einer „Aktionsgruppe Theater" im



Rahmen der Volkshochschule mit Berufstätigen aus allen Sparten. Besonderes Gewicht erhalten die Fächer Gruppendynamik, Sensitivity-, Konzentrations- und Relaxtraining, sowie Kommunikationsübungen. Der Schauspiellehrer hat seine Kenntnisse in den USA, vor allem vom LaMama-Theater, erworben. Den Kursteilnehmern will er Gelegenheit geben, „sich wenigstens ab und zu dem Umweltzwang zu entziehen und sich neu zu finden."

7./8. 11. 1970

Münchner Merkur 7./8. 11. 1970.

DAS FREIE THEATER ZEIGT: „M – WIE MORD"

Die Atriden in der Münze 7

Zum dritten Male trat jetzt George Froschers „Freies Theater" hervor. Diese Truppe ist aus dem Workshop der Münchner Volkshochschule hervorgegangen und verfolgt nicht zuletzt das Ziel der Entspannung durch Spiel, der Persönlichkeitsverwirklichung durch theatralische Interpretation.

Als Vorlage für „M — wie Mord" dient diesmal der ebenso gewaltige wie gewalttätige Stoff der Atriden, das größte Familien-Massaker der Antike, ausgelöst durch den zehn Jahre dauernden Trojanischen Krieg. Froscher hat in rigoroser Reduktion aus drei eins gemacht: die viele Abende füllenden Dramen der Aischylos, Sophokles, Euripides boten ihm ein Stichwort-Gerüst für die drei Elementar-Räusche, nämlich: Macht, Eros, Gewalt.

Erreicht er auch durch die Radikalverknappung gelegentlich fast apodiktische Dichte, so ist doch weder zu übersehen noch zu überhören, daß mit dieser Methode nicht sehr viel mehr als Inhalts-Rekapitulation zustande kommt, sozusagen ein Daten-Panorama blutiger Sippen-Geschichte. Nicht immer ist durch Verkürzung eine noch höhere Würze zu erzielen.

Doch Froscher will Mittenmang-Theater machen, Katharsis nicht durch Distanz, sondern durch Hautnähe. Darauf ist auch seine Inszenierung angelegt. Sie ging in der „Münze 7" vor sich, in einem zum Abbruch bestimmten Haus neben dem Platzl, an einem abenteuerlichen Ort, in dem zugleich mehrere Kommunen hausen.

Vor einem riesigen Phallos aus Draht hebt es an, zwischen zwei Zuschauerblökken, in einem pechschwarzen Raum, der einer Gruft ähnelt. Agamemnon (Ernst Craemer), Klytemnestra (Heidi Forster), Menelaos (Kurt Bildstein) agieren auf zum Teil 22 Zentimeter hohen, an die Schuhe angeleimten Kothurnen, der vielfache Mord geschieht vor aller Augen: die abgehackten Hände und das blutige Gekröse hängen am Ende als Trophäen an der Wand.

Wieder verrät Froscher subtiles Gespür für fast ballettistische Tableaus: das Schiff der Krieger nimmt Gestalt an in einem Arrangement halbnackter Jünglinge; auch die chorischen Laudationes für die Sieger oder das heiser schattierte Echosprechen bewältigt das Team mit Frische und sichtlicher Liebe zur Sache.

Ernst Günther Bleisch

Atriden-Collage in München

4.7.7./8.70

Inzest in der Münze 7

Das Freie Theater München zeigt in der Münzstraße „M wie Mord — Die Atriden 70". Idee und Regie: George Froscher. Tragödien-Ablauf in 26 Szenen nach Aischylos, Euripides und Sophokles.

Die hellenische Prophetengalerie mit Kalchas und Kassandra orakelte, Aigist und Pylades im Zeugenstand. Damals, als Agamemnon und Menelaos (aus dem Urgeschlecht der Atriden) der geraubten Helena wegen das Helenenvolk für einen „vaterländischen" Krieg engagierten.

Der Regisseur collagierte einen Bilderbogen sexueller, attischer Heldenfrustration — Klytaimnestras kolportierte Bettgeschichten als Sippenzeugnis. Der steile Riesenphallus des fruchtbringenden Dionysos wurde in der Mitte des Tanzplatzes errichtet. Im zweiten Stock der Münze 7 begann das Ästheten-Thing.

Schlanke, nackte Körper in Bluejeans vollführten eine anstrengende Opferschau. Die krampfhaft erspielten Rituale gerieten zur Vogelschau des bedrängten Theaters: Akademiker-Show, ist das die Zukunft? Figuren-Werfen als Dramaturgie?

„M wie Mord" ist ein Mysterium — es wird *Froschers* Geheimnis bleiben. Die Unfreiheit des Freien Theaters wurde mit griechischem „Eleleu"-Geschrei auf Kothurnen um den Zuschauer herumgetragen. Da hüpfte das Zwerchfell im Rhythmus klammer Sätze und förderte die manierierten Töne aus den Registern von Sprach- und Schauspiel-Ethos.

Die blutige Inzest-Historie wurde zum Theater-Inzest der Akteure.

Thomas Petz

S.Z. 7/8. 1970

Freiheit durch Dressur?

„M wie Mord" im „Freien Theater" München

Diesmal mußte man von der Bühne wegschauen, um zu begreifen, wie wichtig Theater sein kann. In dem kleinen Theaterraum konnte man sehr genau beobachten, wie der Regisseur George Froscher und die Spieler, die gerade nicht beschäftigt waren, die Aktionen auf der Bühne verfolgten: mit spontanem, aufgeregtem Interesse. Ein bißchen ergriffen erlebte man mit, wieviel Freundschaft und Solidarität Theaterproben bei uneitlen Leuten stiften können.

Wenn die Spieler dann selbst auf die Bühne traten, wurde leider alles anders: die Gesichter versteinerten, die Gebärden gefroren; der leidenschaftliche Wille, Theater zu machen, vertrieb alle Spontaneität.

Die Bühnenvorgänge verrieten Probenfleiß, Konzentration, gläubigen Ernst. Doch so paradox das klingen mag: erschreckend war der Mangel an Unsicherheit, beängstigend die Entschlossenheit, mit der hier ein Irrweg beschritten wurde. Statt die Laienspieler aus Befangenheit und Verkrampfung zu lösen, statt ihrer individuellen Freiheit, ihrer anarchischen Spielfreude Raum zu geben, trieb Froscher sie in neue Zwänge, neue Verkrampfungen: sie mußten theatralische Formexperimente zelebrieren.

Jeder Augenblick des mehr als zweistündigen Abends sollte wohl mit einem Höchstmaß an Konzentration und formaler Gestaltung erfüllt werden — und das mußte in Selbstüberforderung enden. Froscher wollte viel zuviel auf einmal. Er hatte aus drei Theaterstücken (von Aischylos, Sophokles, Euripides) eine umfangreiche Collage über die Atriden zusammengestellt. An diesem gewaltigen Objekt wurden nun Spielweisen ausprobiert, die zwei ganz verschiedenen, kaum zu vereinbarenden Theatertraditionen entstammen: Die Aufführung verband kultische, zeremonielle, formalisierende Stilmittel mit naiver Deklamation und emotionaler Ergriffenheit. Psychische Elementarsituationen (Angst, Grausamkeit, Wut) wurden nicht nur in theatralische Form (in Gebärden, Bewegungen) transponiert, sondern gleichzeitig emotional erfüllt: mit den alten dramatischen Ausdrucksklischees, mit gepreßten Stimmen, zusammengekniffenen Augen. Artaud und das deutsche Stadttheater feierten späte Vermählung.

Es gab in dieser Aufführung keinen Moment der Gelassenheit, der Ruhe, der Distanz: Jeder Satz wurde peinlich genau artikuliert, jede Gebärde feierlich zelebriert. Es wäre schön, wenn all diese formalen Zwänge, die heute noch nach Dressur aussehen, sich eines Tages als Umweg zur Freiheit erweisen würden.

BENJAMIN HENRICHS

Die Mechanismen der Gewalt

Heute abend Premiere des Freien Theaters mit „M wie M ord" in der Münze 7

„Sehen Sie, wir stehen doch alle viel zu sehr im Schatten des Stadttheaterbetriebes; deshalb finde ich es sehr wichtig, daß man Experimente macht." George Froscher (Foto), Regisseur, Dramaturg und Manager des „Freien Theaters München" in einer Person, scheint genau zu wissen, was er will. Seine nächste Premiere — heute abend in der Münze 7 — „M wie Mord" ist eine Bearbeitung der griechischen Dramatiker Aischylos, Euripides und Sophokles.



„Es geht darum, die Mechanismen von Macht und Gewalt zu zeigen, die bereits vor zweitausend Jahren dieselben gewesen sind."

Der frühere Assistent am Münchner Nationaltheater und Weltenbummler Froscher (sein Tätigkeitsbereich spannt sich vom Off-Broadway in New York bis zum Zimmertheater Tübingen) begann seine Aufbauarbeit mit den jungen Amateuren des Freien Theaters im April.

Froscher: „Unser erstes Stück war ‚Die Soldaten' von Lenz. Darauf folgte ‚Der Indianer will zur Bronx' von Israel Korowitz im TamS. Doch das war nicht das Richtige, dort hatten wir ein reines Amüsierpublikum."

George Froscher probt in einem völlig schwarzen Raum ohne Bühne: „Das wird auch heute so bleiben. Wir stellen nur ein paar Stuhlreihen auf. Gespielt wird dann vor, hinter und zwischen dem Publikum."

Arbeit hat Froscher nebenher — ebenso wie seine Schauspieler, die alle einem Beruf nachgehen — genug: „Neben der Theaterarbeit führe ich eine Sensivity-Training-Gruppe an der Münchner Volkshochschule, die vielleicht später unsere Theatergruppe als Studiotheater übernehmen wird. Doch dafür brauchen wir noch viel Zeit."

C. K.

TZ 5.XI.70

DONAU KURIER

FREITAG, 31. JULI 1970

Einsamkeit und Brutalität

„Der Indianer will zur Bronx" im Münchener TamS

Das ist mal ein ideales Kellertheaterstück, in Stoff, Personenzahl und Darstellungsmöglichkeit: „Der Indianer will zur Bronx" von Israel Horovitz. Inhaltlich wetterleuchten darin Assoziationen an ähnliche, diese erschreckende Handlung bereits anbahnende Dramen und Filme der letzten Jahre, an „Saat der Gewalt", „Denn sie wissen nicht, was sie tun", Bonds „Gerettet" und LeRoi Jones' „Dutchman" – oder einfach an eine beinah schon alltägliche Zeitungsmeldung: Rowdies schlagen Wildfremden zusammen.

Warum kommt es zu einem solchen Exzeß? Horovitz zeigt die letzten Phasen einer glimmenden und ausbrechenden Brutalität, hervorgerufen durch Einsamkeit, durch Nicht-Verstehen des Mitmenschen. Ein Inder, ein Indianer, jedenfalls ein Ausländer, der kein Wort Englisch spricht, steht an einer New Yorker Busstelle, zwei Slum-Burschen wollen mit ihm ins Gespräch kommen, und das kann eben nicht klappen. Die beiden schaukeln sich gegenseitig in Aggressionen hoch, die ebensogut täppische Versuche von Zärtlichkeit sein können. Sadismus ist Resultat unbeantworteten Liebesbedürfnisses und das Resultat von Unkenntnis. Eine junge Form proletarischer Spießbürgermentalität: Was der Bauer nicht kennt, haut er zusammen.

Siebzig Minuten dauert der Schlagabtausch, der aufreibende Wechsel von Ruhe, Wut, Zuneigung, Brutalität; siebzig Minuten, an deren Beginn das Ende schon zu ahnen ist, die dennoch zutiefst fesseln, aufwühlen und schreckensstarr machen. Denn George Froscher, der bereits durch seine ballettöse „Soldaten"-Aufführung hervortrat (DK 5. 5. 70), ließ kein Durchhängen oder Schlampen zu. Ein bißchen gedämpft werden sollte die überwuchernde Äquilibristik der beiden Underdogs dennoch, ein bißchen mehr müßte ihre verletzbare Freundlichkeit, die hier eher wie Spott wirkte, durchdringen, damit das leider ziemlich „normale" Geschehen an Unfaßbarkeit gewinnt.

Sicherlich ist Froschers bewußt vom gestisch Bewegten ausgehender Stil besonders geeignet für ein solches, für das LaMaMa-Theater geschriebene Stück. Erstaunlich die Präzision der drei jungen Schauspieler, des rührend lächelnden, nervös reagierenden „Indianers" Karsten Trzcionka (intensiv mitgehend, mit kleinsten Mitteln Angst und Hoffnung ausdrückend), und der beiden „Rowdies" Alexander Demitriades und Kurt Bildstein. Man konnte allen dreien anmerken, wie sicher sie sich ihrer erarbeiteten Bewegungen und Gesten waren – und dies ist beim Theater gar nicht so üblich, wie man glauben möchte.

Florian Casca

SZ

Montag, 27. Juli 1970 / Nr. 178

Der Regisseur vergaß das Stück

Horovitz-Einakter im „Theater am Sozialamt" in München

„Der Indianer will zur Bronx" ist ein rüder, böser Einakter des Amerikaners Israel Horovitz: drei Menschen, zwei miteinander befreundete Halbwüchsige und ein älterer Inder warten an einer entlegenen Bushaltestelle irgendwo in New York. Die beiden Jungen suchen mit dem Älteren in Kontakt zu kommen mit Mitteln, die erkennen lassen, bis zu welchem Grad das Interesse aneinander auf nackten Sex reduziert ist. Denn selbst Sprache ist hier nicht mehr funktionabel, da der Ältere kein Wort Englisch kann. Aber auch auf die sexuellen Gesten und Zeichen antwortet er nicht, versteht sie nicht; bleibt also nur die Gewalt. Die beiden Jungen schlagen den Inder zusammen und erstechen ihn schließlich.

Diese Wendung einer Kommunikationssuche wirkt selbst noch in der Inszenierung von George Froscher ungeheuerlich, läßt geradezu Genetsche Dimensionen zumindest ahnen. Daß der Schock nie voll durchbrach, meist in Peinlichkeit steckenblieb, lag wohl vor allem daran, daß Froscher irrsinnig ausspielen ließ, den Vorgang zudeckte mit einer Fülle von Einfällen, die den Akteuren beinahe Clownsrollen aufzwangen. Da wird auf der Bühne gealbert, geboxt, werden Purzelbäume geschlagen und laszive Tänze aufgeführt, und so hat man bald den Eindruck, als habe der Regisseur nur noch Aug und Ohr gehabt für seine Schauspieler und deretwegen das Stück irgendwann während der Proben glatt vergessen. Schade um das Stück, das die Schauspieler aller Anstrengung zum Trotz nicht überflüssig zu machen vermochten. JvM

Sterne der Woche

✶ **„Der Indianer will zur Bronx“**, von Israel Horovitz, eine Aufführung des Freien Theaters München;

✶ **Englische Pop-Graphik** in der Galerie Leonhart (Brienner Straße 5);

✶ **Neuinszenierung von Mozarts „Entführung“;** Regie: Günther Rennert; Dirigent: Hans Schmidt-Isserstedt (Münchner Festspiele, Cuvilliéstheater);

✶✶ **Mozarts „Figaro“;** Dirigent: Wolfgang Sawallisch (Münchner Festspiele, Nationaltheater);

✶✶ **Neuinszenierung von Strauss' „Capriccio“;** Regie: Rudolf Hartmann; Dirigent: Ferdinand Leitner (Münchner Festspiele, Cuvilliéstheater);

✶✶✶ **Mozarts „Cosi“;** Dirigent: Christoph von Dohnanyi (Münchner Festspiele, Cuvilliéstheater).

mstag/Sonntag, 25./26. Juli 1970

AZ-Kulturwegweiser

Da muß man hin!

KONZERT

Lieder- u. Serenadenabende
während der Münchner Festspiele der Bayerischen Staatsoper

Konzert zum Todestag von J. S. Bach
mit Karl Richter und dem Münchner Bachchor, am 28. 7. in der Markuskirche

OPER

Münchner Festspiele der Bayerischen Staatsoper
bis 6. August

THEATER

Ein Bericht für eine Akademie
von Franz Kafka im „theater 44“

Der Indianer will zur Bronx
eine Aufführung des „Freien Theaters München“ im Theater am Sozialamt

Der Kirschgarten
von Anton Tschechow, Regie: Rudolf Noelte, am 27. Juli im Residenztheater

Coriolan
in der Regie von Hans Hollmann, am 28., 29. und 31. Juli im Residenztheater

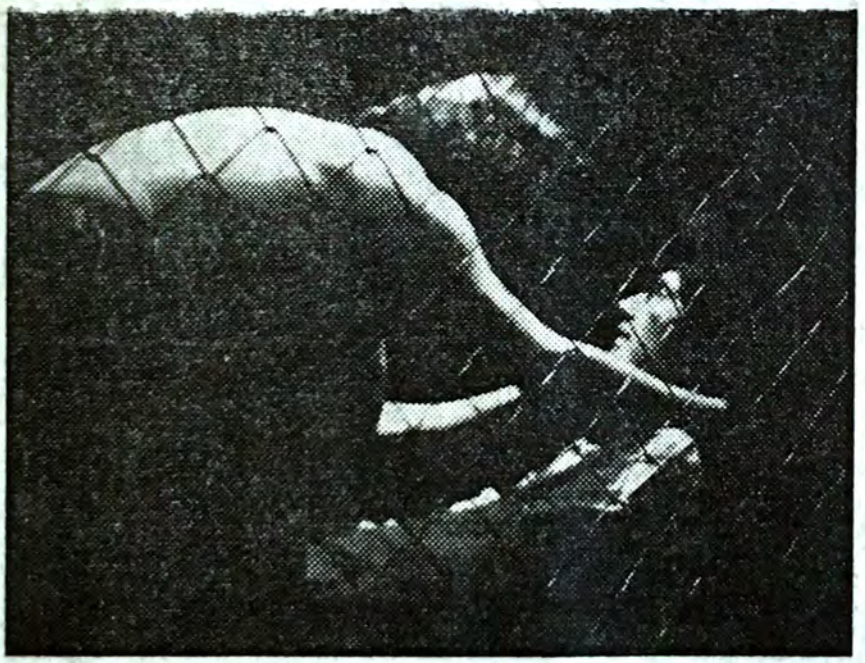
AUSSTELLUNGEN

Nur Zoten und Langeweile

Premiere von „Der Indianer will zur Bronx" / Verkrampfte Darsteller

Das „Freie Theater München" zeigte im TamS Israel Horowitz' Einakter „Der Indianer will zur Bronx" in der Inszenierung von George Froscher.

Unglücklich war die Wahl dieses Einakters nicht wegen mangelnder Qualität des Stückes, sondern wegen der mangelnden Ausdrucksfähigkeit der Akteure. Ließ der zähflüssige Beginn — das gelangweilte, brutalitätsträchtige Spiel zweier krimineller Jugendlicher auf der Straße — noch offen, wem der Schwarze Peter zuzuschieben sei, so machte die makabre „Aktion" mit einem sprachunkundigen Inder offensichtlich, daß nicht der Autor, sondern die Darsteller versagten.



„Der Indianer will zur Bronx", Szenenfoto aus den TamS

Trotz viel guten Willens erstickte die verkrampfte Darbietung an ihrem eigenen Dilettantismus; von der Tragik der bösen Geschichte (einer der Jungen ersticht im Blutrausch den indischen „Spielgefährten") bleibt nur die Erinnerung an rote Plakatfarbe.

Auch die Entblößung eines wohlgeformten Hinterteils vermochte der Aufführung nicht den beabsichtigten aufrührerischen Charakter zu geben. Die bedauerliche Summe aller Mühen: Zoten, ein paar blaue Flecken und Langeweile.

ULLI OLVEDI

TZ 24.7.

M. Abendkur 24.7.

FREIES THEATER: „DER INDIANER WILL NACH BRONX"

Teuflische Spielchen an der Bushaltestelle

Die Bronx ist nicht etwa eine (entlegene) Ranch oder ein Rodeo oder gar ein leichtes Mädchen, sondern so etwas wie das New Yorker Glasscherbenviertel. Und der Indianer ist kein Indianer, sondern ein Inder. Der fällt, auf den Bus wartend, zwei Hipstern in die Klauen.

Die beiden, Murph und Joey, provoziert der stumm Wartende und, wie sich bald herausstellt, ausschließlich Hindi sprechende und verstehende Inder sehr bald zu teuflischen Spielchen. Jetzt sind sie nicht mehr allein aufeinander angewiesen bei ihren (nicht zuletzt erotisch akzentuierten) Manipulationen, sie haben ihr Opfer gefunden.

Wieder ist in dem Stück „Der Indianer will nach Bronx" von Israel Horovitz ein Lieblings-Leidensthema unserer Zeit angeschlagen: die Verlorenheit des Menschen, die Aggressionstrieb, Sadomasochismus, Verunsicherung in jeder Richtung zur Folge hat. Aus Spiel wird Terror, der alle Beteiligten mehr und mehr in seinen Sog zieht.

Horovitz, mit Affinitäten zum La-Mamma-Theater, bietet mit seinem Verhaltensweisen-Katalog einer gestörten Subjekt-Objekt-Beziehung ein Stück Neo-Sozial-Realismus made in USA und läßt, nicht zufällig, an Orton, Bond, an Albee („Zoogeschichte"), auch an Muellers „Großen Wolf" denken.

George Froscher hat diesen, gelegentlich Parabelzüge annehmenden Einakter mit seinem Freien Theater in Anette Spolas Theater am Sozialamt sehr exakt und mit viel Spürsinn für puerile Labilität in Szene gesetzt. Auch nützt er, zumeist recht glücklich, seine Choreographen-Erfahrung (er war Schüler von Kurt Joos) zu ebenso rüden wie differenzierenden equilibristischen Aktionen seiner Darsteller.

In Kurt Bildstein hatte er einen cleveren Murph zur Verfügung, in Alexander Demetriades einen durchtriebenen Joey. Karsten Trzcionka war der (nicht nur wegen seines zungenbrechenden Idioms) wenig beneidenswerte „Indianer".

Ernst Günther Bleisch

Premiere des „Freien Theater München“

Ungastliches Amerika

Das „Freie Theater München“ präsentierte in der Regie seines Leiters George Froscher im „Theater am Sozialamt“ Israel Horovitz' Theaterstück „Der Indianer will zur Bronx“.

Horovitz zerrt ungastliches Amerika auf die Bühne, zeigt amerikanische Unwege, macht gerne in Satire oder Farce, die gelegentlich in todblutige Groteske überkippen: Sein Problem ist die Jet-Generation an der Rinnsteinkante der USA.

In dieser staubigen, stickigen Leere kommen Joey (*Alexander Demetriades*) und Murph (*Kurt Bildstein*), zwei tändelnde Fürsorgezöglinge. sie lachen, knuffen sich, mal Typen, mal Charaktere, mal Mainzelmännchen- und dann kommt, was die beiden schon lange brauchen: ein Ausländer (*Karsten Trzcionka*). Sie necken ihn, versuchen ihm etwas aus ihrer Welt zu erzählen.

Sie brauchen diesen Puffer für ihre Launen. Sie schubsen Gupta, der ein Inder oder Indianer ist und eigentlich nur zur Halbinsel Bronx wollte. Die Burschen heben ihn auch für neue Eskapaden wieder auf, quälen ihn bis aufs Messer am Höhepunkt ihrer weltlichen Unlust. Sie demonstrieren ihr eigenes und das Unvermögen vieler, sich und ihre Umwelt zu bewältigen.

„Dies ist ganz einfach ein Stück über Kommunikation“, sagt der Autor in seinem Off-Bühnenbeitrag, und es mag im amerikanischen stimmen, im deutschen nicht. Froscher inszeniert zwar prachtvolle Miß- und Unverständnisse, doch die hintergründige Außenseiterproblematik des Schmelztiegels USA entpuppt sich hierzulande weniger als Kommunikationsproblem, denn als Stakkato von Sprachschwierigkeiten.

Mit Artistik interessant präsentiert wird nur zum Finale die ernste Lage zum uninteressanten Schauspiel. Dann nämlich, wenn absurd der Telephonhörer in der Hand klingelt, und Musik und rote Farbe als Groteske die Realität verbarrikadiert.

Die Aufführung ist erfreulich präzis und witzig (bis auf den Schluß), manchmal gar anrührend. Die talentierten Schauspieler hatten großen Anteil daran.

Thomas Petz

AZ 24.7.70

AZ LD 24.7.70

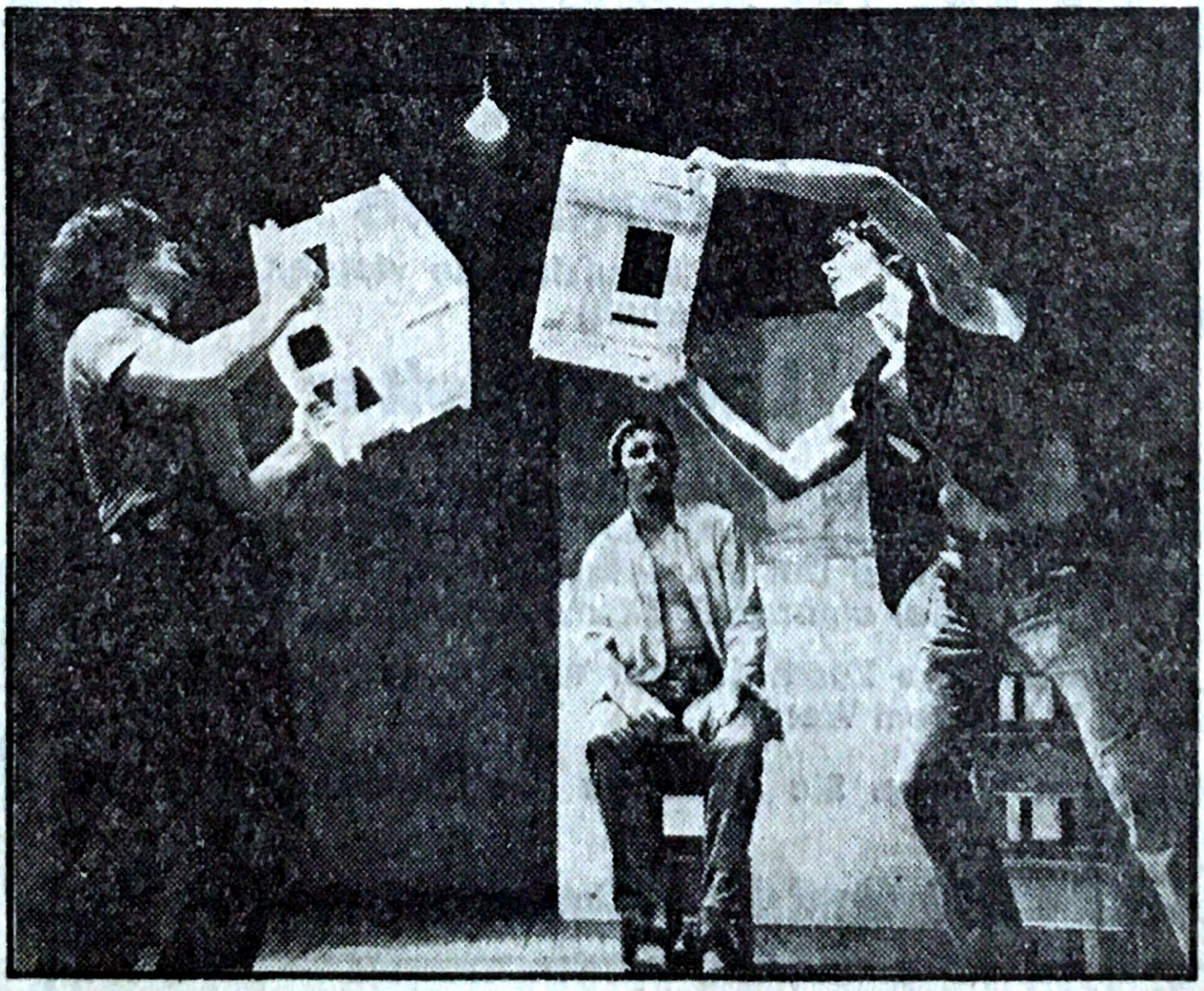
Der „Indianer" hätte mehr Beifall verdient

nie. **München, 24. Juli**

Das „Freie Theater München" hat im Theater am Sozialamt eine vorläufige Bleibe gefunden. Weil aus ihrem alten Domizil, dem Lokal „Fäustlegarten" ein Tanzetablissement werden soll, setzte man die kleine Bühne kurzerhand auf die Straße.

Jetzt spielt sie wieder, als Gast im TamS. Theaterleiter George Froscher inszenierte dort das zweite Stück seit Bestehen seiner Bühne: „Der Indianer will zur Bronx" von Israel Horovitz. Eine Aufführung, die bei der Premiere am Mittwoch abend etwas mehr Beifall verdient hätte.

Zu bemängeln ist lediglich der Anfang: Zuviel Zeitaufwand um amerikanisches Slum-Kolorit herzustellen, ansonsten eine erfreuliche Inszenierung mit guten Schauspielern. Zwei nägelkauende Rocker, die sich in Sadismus üben, und dabei den dritten, einen „Fremden", zwischen sich zermahlen.



Szene aus: „Der Indianer will zu Bronx"

Süddeutsche Zeitung 6/7.5.1970

„Die Soldaten" mit Gesten des Tanztheaters

Das Freie Theater München eröffnet mit J. M. R. Lenz

Das hätte schon etwas werden können, die erste Arbeit der neuen Münchner Bühne, die sich „Freies Theater" nennt und im Hinterzimmer einer Schwabinger Bierkneipe logiert. Denn die Idee, die hinter der Inszenierung von „Die Soldaten", einer Komödie des „Sturm-und-Drang"-Dichters Jakob Michael Reinhold Lenz, sichtbar wird, sie bestimmt zu haben scheint, könnte dem Stück eine Dimension hinzufügen, die in ihm zumindest auf der szenischen Ebene nur tendenziell vorhanden ist; eine von allen krausen, romantisch-phantastischen Handlungselementen befreite, radikale Ablehnung einer Gesellschaftsstruktur, die sicher heute noch, wenn auch in modifizierter Form, so besteht.

Die ganz modern anmutende Methode von Lenz, mit Hilfe der Sprache Klassenherrschaft einsichtig zu machen, ja die Sprache selbst als ein Mittel der Unterdrückung und der Sicherung von Klassenherrschaft zu denunzieren, wird vom Ensemble des „Freien Theaters" weitgehend ignoriert. Sein Interesse konzentriert sich auf die szenischen Vorgänge, auf die Verhaltensmodelle, die diese Vorgänge bestimmen, darauf, die Modelle mitsamt ihren Konsequenzen sichtbar zu machen. Nun ist es das Pech für die Inszenierungsidee, daß das Ensemble bei der Realisation auf Formen zurückgreift, die das Tanztheater und in der Folge davon die Operette und das Musical schon weidlich ausgeschlachtet haben. Was anderes soll man tun als verlegen schmunzeln, wenn etwa der Einzug des Offizierskorps in die Kneipe mit donnerndem Gleichschritt unter anfeuernden Hepp-Hepp-Rufen des Majors vonstatten geht, als befinde man sich bei einer Parade vor dem König, oder wenn die Entjungferung Maries so choreographiert ist wie sonst nur die Liebesvereinigung in einem romantischen Ballett mit diversen akrobatischen Stemmaktionen.

Manchmal allerdings gelingt auch mehr, wird deutlich, was aus dieser Aufführung hätte werden können, hätte man sich nicht so vertrauensselig mit einem abgestandenen gestischen Material eingelassen. Zumindest die Szene, in der Stolzius sich bei einem Offizier wegen des Geredes über seine Braut Mariè beklagt, ist da exemplarisch. Der Dialog zwischen den beiden findet eine entsprechende, ihn weiterführende szenische Form, ist begleitet von einem tänzerischen Ritual, das die Herrschaftsverhältnisse unmittelbar sinnlich darlegt, akzentuiert noch durch die Hereinnahme einer schockierenden sexuellen Komponente. Dieses Ritual endet mit einer schon mehr als nur symbolisch vollzogenen Vergewaltigung des machtlosen Stolzius. Solches läßt einen hoffen, daß dieses neue Münchner Theater nicht bloß eines unter den vielen bereits vorhandenen bleibt.

JvM

Von: **Kurt Bildstein** post@freies-theater-muenchen.de
Betreff: 50 Jahre Freies Theater München - 2.Teil
Datum: 2. April 2020 um 20:54
An: Thomas Petz info@ArtBureau.net

AZ-FEUILLETON Samstag/Sonntag, 2./3. Mai 1970

Erste Premiere im Freien Theater München

Werdegang einer Hure

Das „Freie Theater München" (Kaiserstraße 67, Fämdlegarten) präsentierte die erste Premiere: „Soldaten" von J. M. R. Lenz. Bearbeitung: Regisseur George Froscher.

Die Voraussetzung war wenig theaterhaft: am Ende eines mit Klubwimpeln bereicherten Biersaales erhob sich ein karges, mit Zeitungen und farbigen Buchstaben ausgelegtes Podium. Und gleich wußte man's: Es wird wieder demonstriert. Kein Wunder, denn Lenz' kritisch-moralisches Stück aus der Genie-Ära bot sich schon vielfach zu gedrechselter Darbietung an.

Eine szenische Ballade über den Hurenwerdegang des standesgeilen Mädchens „Marie" und die exklusive Eitelkeit des (hier: Offizier-) Standes, geriet unter Froschers geschickter, manchmal zu nervöser und forscher Hand zu einem mit Sprachverzerrungen und rhythmischer Bewegung moritatenhaft abgezogenes Antimoralitätenspiel. Angedeutete und ausgeformte Bewegungen steigerten sich zu Symbolen des fehlenden Umweltinventars: Menschenkreisel, Gruppenaufmarsch, Qualszenen.

Die übermechanisierte Trocken-Hektik, die zu einer nüchternen, scheintragischen (weil zwangsläufigen) Nutzenwerdung Mariens und soldatischer Lebens- und Grabschändung des Gelobten Stolzius führen sollte, blieb oft an den Bierkrügen hängen. Die Klage schaffte eher Verwirrung als Einsicht im Publikum, falsche Proklamationen zeigten die Nervosität der Theatercrew (herausragend *Rolf Parcheitn*). Die geschenkte Beachtung aber ist zweifellos verdient. *Thomas Petz*

Szenischer Bericht aus München

Stücke von Schiller und von Lenz / „Maria Stuart" und „Die Soldaten"

Stretta zugleich die Heißblütigkeit geopfert, die dem genialen Theatraliker Schiller eignet, werden seinen effektvoll stürmenden Temperamenten Zügel angelegt, entfallen somit die dramaturgischen und psychologischen Voraussetzungen, ohne Ersatz durch Dialektik oder eine revidierte Deutung — gelingt es nicht einmal mehr dem Kenner, den Geschehnissen zu folgen, die Beweggründe des Dramatikers und seiner Gestalten zu verstehen. Der Faltenwurf ist gefallen, der Sinn der Sache muß ihm nach. (Das Bild, nicht ganz so schief wie die Aufführung, möge erlaubt sein.) Als unversehens, gewissermaßen versuchsweise Mortimer aus seiner Reserve ausbrach, antwortete die muntere Jugend mit fröhlichem Gelächter; die Schockreaktion ist verständlich.

Vage verhallt die Tonfolge, unentschieden bleibt die Interpretation, die sich weder zu dem exemplarischen Frauendrama noch zu dem bedenkenswerten politischen Drama entschließt. Herr von Schiller fügte beide kühn zusammen, bei Henrichs findet keines statt. Niemals zuvor habe ich den Krieg der hochgeborenen Weiber, den Streit um Krone und Macht, den welthistorischen Konflikt zwischen Katholizismus und Protestantismus so zu einem öden, langgedehnten Spielchen zweier charmanter Damen um Legitimität und Liebhaber werden gesehen wie hier.

Frau Theobald aus Berlin gastiert in der Titelpartie, und die hiesigen Freunde der Schauspielkunst hoffen: auf Engagement. Bedauerlicherweise konnte diese ausgezeichnete Künstlerin ihre großen Gaben erst in der letzten Szene voll entfalten, in dem stillen, gefaßten, insentimental, mit Gesten und Tönen genau gestalteten Abschied von ihren Getreuen. Als Elisabeth bemühte sich die bewährte Frau Kuzmany sicher und selbstbewußt um die ihr kaum naheliegende Aufgabe, die sie bewältigte, soweit es der Inszenator möglich machte. Den Staatspolitiker Burleigh hatte ein Beamter der Verwaltung übernommen, der über eine wohlklingende, vertraut heimatliche Stimme verfügt. Im übrigen sah man sehr viel mittleres Stadttheater, die tiefste Provinz bekam Audienz bei Hofe.

Im „Freien Theater" München-Schwabing werden die „Soldaten von Lenz entlenzt. Vom Living Theatre bis Zadek reichen die Vorbilder dieser Inszenierung, und ganz aus der Ferne winken Taïrows Entfesseltes und Meyerholds Bio-Mechanisches Theater hinein. Die Komödienszene wird zum Tribunal, die Kurzauftritte werden weiter zerfetzt, die prägnanten Dialoge skelettiert; der Text zerbröselt zu einer Gebrauchsanweisung für Freiübungen, rhythmische Gymnastik, aPrterreakrobatik, Pantomimisches. Offiziere verführen ein Bürgermädchen, Militärs demütigen einen jungen Kaufmann, am Ende bleiben der Streich und die Uniform. Anlaß, Anregungen genug, eine Kopulation im Catcherstil — Mann als Kletterstange, Mädchen als Baumaffe — stattfinden zu lassen; aus einer ärztlichen Musterung eine Art drastischen Abzählspiels mit bemalter Hühnerbrust zu machen. Kurz: typische Verhaltensweisen von Zivil und Militär durch häufig mehr, selten minder verrenkte Gesten, Bewegungen aus dem Exerzierreglement und der Laban-Schule, monoton gebrüllte Satzbrocken zu signalisieren. Ist alles, Vergewaltigung, Unterdrückung, Verhöhnung, Meuchelmord, vorbei, empfiehlt hier kein Dramatiker „Pflanzschulen von Soldatenweibern" zu gründen, arrangiert ein theatralischer Drillmeister ein feierliches Kyrie eléison des ganzen Ensembles, das sich zehn Mann stark, auch Mädchen darunter, in neunzehn Szenen und zwei Dutzend Rollen temperamentvoll aufgearbeitet hat. „Für Gott, Vaterland und Huren." Großer Choral mit aggressiven Deklarationen. Protest gegen Befehls- und Machthaber. Die spezifische Sturm- und Drangsituation gewaltsam umgedeutet ins Aktuelle.

So interpretieren Studenten der Theaterwissenschaft ihre Lektüre oder — was sie dafür ausgeben. Die Demonstration, alias: Produktion findet in dem hübsch mit Emblemen eines Sparvereins und bezeichnend mit Zeitungsausschnitten geschmückten, Nebenraum einer bescheidenen Schwabinger Wirtschaft statt. Über Tische und Stühle marschieren die Kolonnen im Stampfschritt auf das Podium; der Gastwirt trägt eifrig Bier herbei für die jungen Leute, die wider Erwarten nicht mitspielen. Vor Jahren dienten solche Lokalitäten noch den Amateurkabarettisten (zumeist akademischen Geblüts), die sich unermüdlich spalteten und in einigen Fällen erfolgreiche Profis wurden. Verwehte Spuren, verschlissene Moden. Jetzt wird Theater geturnt. Wer ein wenig Mühe hat, die auf Unnatur getrimmten Ausdrucksformen und das blecherne Wortgetön ohne Lächeln hinzunehmen, wird mehr und mehr, so peu à peu von der Unbedingtheit gepackt, der mitunter eindrucksvolle Signifikationen erfreulicher und unerfreulicher zwischenmenschlicher Beziehungen gelingen. So verwegen es ist, Seminarübungen vor die Öffentlichkeit zu bringen, eines muß man den Theaterwissenschaftlern lassen: der Historismus des neunzehnten Jahrhunderts schert sie keinen Schminktopf, keine Puderwolke.

WOLFGANG DREWS

Guter Start mit den »Soldaten« von Lenz

Eine neue Experimentierbühne in München

Ein neuer Farbtupfer auf der Palette der Münchner Kleinbühnen: in einem Schwabinger Bierlokal etablierte sich George Froscher, ein junger Regisseur, der vom Tanz herkommt und zuletzt beim Tübinger Zimmertheater auf sich aufmerksam machte (auch in Ingolstadt hat er schon inszeniert), mit seinem „Freien Theater München". Mit einem Minimum an materiellen Mitteln (was den totalen Verzicht auf Bühnenbild, Kostüme, Requisiten und — weniger bereitwillig akzeptiert — auf Lichtregie bedeutet), dafür aber um so größerem artistischem und intellektuellem Engagement versucht er, experimentelles Theater zu machen, dessen Vorbilder die Spielformen amerikanischer Off-off-Broadway-Truppen wie „La MaMa" oder „Open Theatre" und die Theorien von Grotowski und Artaud sind.

Der Start mit einer freien Bearbeitung der „Soldaten" des Stürmers und Drängers R. M. J. Lenz war durchaus vielversprechend. Kam auch der etwas unterkühlt formalistische theatralische Stil (Zerstückelung des Textes zu rhythmisch verarbeitetem Wortmaterial, kombiniert mit streng formalisierter Choreographie der Bewegung und des Körperausdrucks) mit den gesellschaftskritisch gemeinten inhaltlichen Intentionen (Manipulation des Menschen durch gesellschaftliche Anpassungszwänge) nicht immer ganz zur Deckung, so beeindruckte doch das Maß an artistischer Perfektion und stilistischer Geschlossenheit, das Froscher mit seiner teilweise aus Laien bestehenden kleinen Truppe erreichte.

Vor allem im weitaus überzeugender gelungenen zweiten Teil gab es faszinierende Momente geglückter Umschmelzung in aussagemächtige formale Strukturen. Die Aufführung wie die anschließende Diskussion, bei der vorhandene Unsicherheiten mit sympathischer Offenheit eingestanden wurden, hinterließen den Eindruck eines redlich und engagiert um neue Theaterformen bemühten Kollektivs, das Aufmerksamkeit verdient.

H. K.

Nürnberger Nachrichten
Feuilleton-Redaktion
Nürnberg, Marienplatz 1

6.5.1970

Donau-Kurier 5.5.70

Soldaten-Ballerinen

Eröffnung des „Freien Theaters" München mit „Soldaten" nach Lenz

Ob das jetzt das 25. oder 28. Theater in München ist, weiß niemand so recht zu sagen. Und eigentlich gab's diesen Saal schon länger; bloß, daß bisher dantschige Älplerinnen und Freizeit-Ländler auf der Bühne dilettierten: der „Fäustlegarten" beherbergte seit einiger Zeit das „Original Oberbayerische Bauerntheater Münchener Gmoa" (das weder original, noch bayrisch, noch Bauern-, noch Theater war).

Die stimmungsvollen Papp-Alpen sind mit Zeitungsmakulatur überklebt, Hirschgeweihe weiterhin zugelassen, Flipper- und Kicker-Apparate rückt man ins vordere Zimmer zur Musikbox und den kartenspielenden Stammgästen, und im Zwischenakt rollt der Biernachschub, denn da dieses Theater von einer Brauerei getragen wird, hängt die Existenz der Truppe stark vom Bierkonsum ab. Und weil die Originalbayern ihr Biertheater zu selten veranstalteten, versucht's die Brauerei jetzt mit einem Trupp Studenten unter Leitung von George Froscher, den Ingolstadt bereits von seiner „Endspurt"-Inszenierung kennt.

Man hat da, halbwegs im Team, die „Soldaten" von J. M. R. Lenz (1786) bearbeitet. Lenz, der genialische Goethe-Freund, Vorläufer von Büchner, Brecht, Fleißer, reizt mit seinen sozialrevolutionären Stücken heute allenthalben zur Bearbeitung: B. A. Zimmermann veroperte mit spektakulärem Erfolg die „Soldaten", und die Studiobühne brachte kürzlich einen hervorragenden Extrakt des „Hofmeister" (s. DK vom 7./8. Februar 1970). Froschers Version der „Soldaten" ist falsch, aber interessant: Er reduzierte die aggressive Demaskierung des hurenden, eitlen Offiziers-Clans auf bloß ästhetisch reizvolle Gruppierungen; Choreographien von Sprache und Bewegung, die jedoch ohne zwingende Funktion waren. Widerlichkeit und Infamie der zynischen Menschen-Manipulateure drückten sich in teilweise raffiniert balletösen Studien aus, waren also zum künstlerischen Genuß umgeschlagen.

Vielleicht liegt darin die Gefahr der momentan grassierenden Manie, Texte auf Gestensprache und choreographierte Stilübungen zu verkürzen: daß diese Form zum Selbstzweck, zur reinen Ästhetik erstarrt, wenn sie nicht konsequent genug durchdacht wird. Also: Die Aufführung ist für Genießer unbedingt sehenswert, für Kenner von Lenz ärgerlich (tägl. außer Mo. im „Fäustlegarten", Kaiserstr. 67). *Florian Casca*

2./3. 5. 70

AZ-FEUILLETON

Erste Premiere im Freien Theater München

Werdegang einer Hure

Das „Freie Theater München" (Kaiserstraße 67, Fäustlegarten) präsentierte die erste Premiere: „Soldaten" von J. M. R. Lenz. Bearbeitung: Regisseur George Froscher.

Die Voraussetzung war wenig theaterhaft: am Ende eines mit Klubwimpeln bereicherten Biersaales erhob sich ein karges, mit Zeitungen und farbigen Buchstaben ausgelegtes Podium. Und gleich wußte man's: Es wird wieder demonstriert. Kein Wunder, denn Lenz' kritisch-moralisches Stück aus der Genie-Ära bot sich schon vielfach zu gedrechselter Darbietung an.

Eine szenische Ballade über den Hurenwerdegang des ständegeilen Mädchens „Marie" und die exklusive Eitelkeit des (hier: Offizier-) Standes, geriet unter Froschers geschickter, manchmal zu nervöser und forscher Hand zu einem mit Sprachverzerrungen und rhythmischer Bewegung moritatenhaft abgezogenes Antimoralitätenspiel. Angedeutete und ausgeformte Bewegungen steigerten sich zu Symbolen des fehlenden Umweltinventars: Menschenkreisel, Gruppenaufmarsch, Qualszenen.

Die übermechanisierte Trocken-Hektik, die zu einer nüchternen, scheintragischen (weil zwangsläufigen) Nuttenwerdung Mariens und soldatischer Lebens- und Grabschändung des Geliebten Stolzius führen sollte, blieb oft an den Bierkrügen hängen. Die Klage schaffte eher Verwirrung als Einsicht im Publikum, falsche Proklamationen zeigten die Nervosität der Theatercrew (herausragend *Rolf Parchwitz*). Die geschenkte Beachtung aber ist zweifellos verdient. *Thomas Petz*

DAS FREIE THEATER STELLT SICH VOR

Soldaten im Zeitraffer

Es ist gewiß kein Zufall, daß genau zweihundert Jahre „danach" der Protagonist des „Sturm und Drang", Jakob Michael Reinholz Lenz, wiederentdeckt wird und sich plötzlich Opernkomponisten, große Theater wie Studiobühnen seiner erinnern. Sein Protest gegen das Dogma der Aufklärung, gegen Paragraphengestrüpp, gegen leer und schal gewordene Konstruktion anstelle von „Leben" hat wie einst den Reiz des Verführerischen — zumindest auf dem Theater.

Das neue Ensemble (Studenten der Theaterwissenschaft und Laien), das sich jetzt „Die Soldaten" von Lenz vorgenommen hat, nennt sich Freies Theater und spielt (täglich außer Montag) in den Nebengelassen des Fäustlegartens (Kaiserstraße 67). Der Sparverein 1967, der sonst hier seine Sitzungen abzuhalten pflegt, würde wahrscheinlich die Hände überm Kopf zusammenschlagen über die schnöde Verfremdung seiner heiligen Hallen.

Mit einer Komödie (als die Lenz sein Stück sah), hat die Produktion von George Froscher, dem Leiter des Ensembles, so gut wie nichts mehr zu tun. „Wir machen ganz bewußt ‚Bewegungstheater', wollen die Zwänge, die Manipulationen der damaligen Zeit klar werden lassen." Auch einer kontinuierlichen eigentlichen Handlung hat man die kalte Schulter gezeigt. „Doch der Kern der Fabel blieb erhalten", sagt Froscher beruhigend.

Es beginnt mit lautloser, feierlicher Eurhythmie, die indes bald in disharmonischen Taumel, in zerstörerische Hektik umschlägt. Die Inszenierung setzt den Akzent weniger auf das umflorte Schicksal dieser vor-büchnerischen Marie, des verführten Bürgermädchens, als auf die Tragödie des jungen Tuchmachers Stolzius (den Froscher zu einem Rebellen comme il faut hochtrimmt: Kurt Bildstein), der eben diese Marie an eine morbide Offiziers-Clique verliert.

In dem Bestreben, eine Essenz des Stücks zu geben, geriet manches zu sehr als Abbreviatur, zu stark in einen dramaturgischen Zeitraffer, wenn auch, durch choreographisch getönte Zuspitzung, Passagen wie die Balz-Szene Marie/Offizier oder die gedrillte Tauglichkeits-Untersuchung, das Gestampf der Soldateska und der Kyrie-eleison-Schluß eine gehämmerte Präzision besaßen.

Diese Fingerübung macht neugierig auf weiteres. Geplant: „Der Indianer will zur Bronx" von Israel Horovits. egb

MÜNCHEN, SAMSTAG/SONNTAG, 2./3. MAI 1970

„Soldaten"-Liebchen

Attraktive Boshaftigkeit im „Freien Theater"

Das „Freie Theater München" stellte sich im Schwabinger „Fäustlegarten" mit der Montage „Soldaten" nach Jakob Michael Reinhold Lenz erstmals dem Münchner Publikum vor. Regie: George Froscher.

Auf kahler, zeitungsbeklebter Bühne sprechen Personen in Alltagskleidung artifiziell prononcierte Texte von Lenz und solche, die von Lenz sein könnten. Es geht um die „zivilen" und „militärischen" Liebschaften der Bürgerstochter Marie und um das, was die Leute dazu sagen.

Die Schauspieler arbeiteten hart. Standen auf einem Bein, „pantomimten" Liebesleid und Geschlechtsverkehr, zerschlissen sich in soldatischen Drillszenen. Da gab es gute Ansätze, doch wirkte die Vorführung im Gesamten verkrampft und überanstrengt. In gelockerten, fast kabarettistisch anmutenden Sequenzen zeigte sich eine Ahnung von dem, was hätte erreicht werden sollen.

Der Hauptakzent liegt bei Froschers Inszenierung auf der Darstellung einer erbarmungslosen, festgefahrenen Gesellschaftsmaschinerie. Das Rezitieren in liturgischer Manier brachte recht dichte Augenblicke voll attraktiver Boshaftigkeit.

ULLI OLVEDI

Theater in Heimarbeit

Münchner Regisseur gründet Verein für „Kritisches Publikum"

Der Regisseur und Schauspiellehrer George Froscher will die konventionelle Bühne und herkömmliche Spielweisen revolutionieren. In München gründete er das „Freie Theater", in dem er „aktuelles Theater für ein kritisches Publikum" nach Art der jungen englischen Dramatiker bringen will. „Gretchen ist tot" ist seine Devise.

Träger dieser theatralischen Neuschöpfung ist ein privater Verein. Der Spaß kostet 35 DM im Jahr. „Ich habe versucht, von interessierten Kreisen Geld für mein Projekt zu bekommen, aber in Deutschland wird Eigeninitiative auf dem kulturellen Sektor nicht belohnt", klagt der Mann vom Vereins-Theater, der als Absolvent der Folkwang-Schule in Essen in den meisten musischen Disziplinen beschlagen ist. In England und Kanada habe er jedoch Mäzene gefunden.

Froscher, der lange in Amerika war, fühlt sich vor allem dem modernen angelsächsischen Theater verbunden. Denn: „Bei uns werden zwar tolle Theater gebaut, die riesige Geldsummen verschlingen, aber für die Methodik wird in der Bundesrepublik im Gegensatz zu den USA und zu England wenig getan." Am deutschen Theater stört ihn vor allem, daß seit Jahren immer noch dieselben Gebrauchsmuster für die Rolleninterpretation benutzt werden.

Kritik übt Froscher auch an der gängigen Theaterausbildung, die sich vorwiegend auf die Sprache beschränke, die Schulung des Körpers erfolge nur am Rande. „Die einmal eingetrichterten Bewegungen sollen dann für ein ganzes Schauspielerleben ausreichen", kritisiert er. Seine Anstrengungen gehen dahin, die Körperbewegung und die Sprache so zu verbinden, daß keine mehr ein Eigenleben führt. „Aus der Technik soll die Rolle entstehen."

Einen ersten Anfang dazu hat der Schauspiellehrer vor etwa einem Jahr mit einem „Actors Studio" gemacht, das in Heimarbeit Rollen probt, die in einem ehemaligen Kohlenkeller gemeinsam gespielt werden. Doch die rund zehn Schüler — vom Studenten der Theaterwissenschaft bis zum „Bauernkind aus Österreich" — konnten zunächst den Zielen ihres Meisters nicht folgen. Die Provinzler träumten jeder gegen jeden vom großen Stardasein.

Jetzt soll das klappen, und zwar ausgerechnet mit den „Soldaten", die Jakob M. Lenz im Jahr 1776 geschrieben hat. Freilich wird das erste Produkt des „Freien Theaters" mangels Geld kein Schulbeispiel für Froschers moderne, individuelle Rolleninterpretation werden. Denn auf das Flugblatt hin meldete sich noch kein einziger Mäzen.

ROLF HENKEL



Probenarbeit im „Freien Theater München" – der Soldat stirbt: „Wesentlich ist die Anregung zum Denken . . ." Foto: Kempkens

München hat wieder eine Bühne mehr

Soldaten-Tod im Fäustlegarten

Heute abend Premiere beim „Freien Theater München" mit einem Stück von Lenz

Heute abend stellt sich Münchens neueste Experimentierbühne im Schwabinger „Fäustlegarten" in der Kaiserstraße vor: das „Freie Theater München" zeigt „Soldaten" nach Jakob Michael Reinhold Lenz, bearbeitet und inszeniert von George Froscher.

Theatergründer Froscher, der zuletzt im Tübinger Zimmertheater Handkes „Kaspar" inszenierte, träumte einst von der Kollektivarbeit im Theater; da sich dieses Ideal jedoch nicht verwirklichen ließ, kehrte er zur guten alten Methode zurück: „Wir benötigen eine Autorität, auch wenn wir sie ablehnen." Doch schließt dies seiner Ansicht nach eine produktive Zusammenarbeit mit dem Team nicht aus — er möchte sie sogar bis auf das Publikum ausdehnen.

„Wesentlich ist die Anregung zum Denken, die durch gute Diskussionen erreicht werden kann." Solche Anregung hofft er mit seiner Montage aus Lenz-Texten, Dokumentationen (wie Verhaltensmaßregeln aus dem 18. Jahrhundert, liturgische Texte, Feldpredigertexte), bürgerlichen Zitaten und Volksmund-Weisheiten bieten zu können.

Zugrundeliegende Story: Marie, zunächst noch unschuldige Tochter der Familie Wesener, ist dem Tuchhändler Stolzius anverlobt, sieht jedoch in einem sie verehrenden Baron und Major ein brauchbares Objekt zum sozialen Aufstieg. Der Vater drückt ein Auge zu, drängt nur auf Verheimlichung beider Kavaliere voreinander, möchte weder den Spatzen in der Hand noch die Taube auf dem Dache missen.

„Lenz und Büchner interessieren mich von allen Klassikern am meisten", meint Froscher zu seiner Stückwahl. „Beide haben bereits unverkennbare gesellschafts- und sozialkritische Züge. Dagegen sucht man heute in Deutschland vergebens nach interessanten jungen Autoren."

Nachdruck auf Form und Rhythmus scheinen George Froscher unerläßlich für eine moderne, zeitgemäße Inszenierung.

„Wir können weder die Amerikaner noch sonst jemanden nachahmen. Es wäre unsinnig, unsere spezielle Mentalität außer acht zu lassen." — So werden auf der mit Biertischen erweiterten ehemaligen Bauernbühne im „Fäustlegarten", der ungefähr 90 Personen Platz bietet, heute abend ganz neue Töne zu hören sein.

ULLI OLVEDI



MIT DEM KRITISCHEN STÄNDESTÜCK „SOLDATEN" von Jacob Michael Reinhold Lenz wird heute das „Freie Theater München" eröffnet (Fäustlegarten, Kaiserstraße 67). Unter George Froschers Regie agieren Schauspieler, Tänzer und Laien (auf unserem Bild von links: Rolf Parchwitz, Kurt Bildstein und Carolin Gremmnitz). Photo: Hug

Neue Experimentierbühne nach US-Vorbild in Schwabing

Revolution im Fäustlegarten

München bekommt eine neue Kleinbühne: George Froscher, ursprünglich Tänzer, später Schauspieler und Regisseur, hat im Schwabinger „Fäustlegarten" den Verein „Freies Theater München" gegründet. Mitglieder lassen vorerst auf sich warten. Dennoch steht die erste Premiere knapp bevor: Lenz „Soldaten" in freier Neufassung (29. April).

Was es in den Vereinigten Staaten, vor allem in New York, das keine Theatertradition im europäischen Sinne besitzt, schon seit über zehn Jahren gibt, macht nun langsam auch bei uns Schule. Gestützt auf die Techniken amerikanischer Gruppen wie „Open Theatre" und „La MaMa" sowie auf die Idee des Polen Grotowski vom „armen Theater", hat der Berliner George Froscher im Schwabinger Bierlokal „Fäustlegarten" (Kaiserstraße) mit zehn jungen Leuten, meist Laien, eine Experimentierbühne etabliert.

Konventionelles, realistisches Theater soll dort nicht mehr gemacht werden. Rhythmisch-liturgische Textzerstückelung, Wiederholungen, Lautkombinationen, gepaart mit exakt eingeübten, beinahe choreographisch festgelegten Bewegungsfiguren bilden die Grundlage einer in erster Linie formalen Revolution, die Froscher als „Neo-Expressionismus" bezeichnet.

Der Stoff spielt dabei eine untergeordnete Rolle. Man wählte die „Soldaten" von Lenz, jenes Sturm-und-Drang-Drama, das als Vorwegnahme des Büchnerschen „Woyzeck" in letzter Zeit besonders durch die Vertonung Zimmermanns und die Bearbeitung Kipphardts wieder ans Tageslicht kam.

Froscher: „Vom ursprünglichen Stück bleibt bei uns bis auf einige Textstellen nur die Story. Ich habe Zitate aus Börsenberichten, alten preußischen Militärbüchern und Gebetssammlungen eingebaut. Das ganze hat natürlich auch heute einen gesellschaftskritischen Anstrich. Was bei Lenz Standesdünkel, Manipulation des Schwächeren ist, wurde umfunktioniert. Die Verlogenheit der Kirche, der Wohltäter und angeblichen Kriegsgegner, die mit dem Krieg Geschäft machen, wird klar."

„Den Manipulierern (Werbemanagern, Erziehern, Ausbildnern) stehen die Passiven gegenüber, die sich wehrlos unterordnen: die Ignoranten. Bei uns endet die Marie als Playgirl. Untertitel: Ein Stück für Gott, Vaterland und Huren."

George Froscher war zuletzt in Tübingen (Zimmertheater) als Regisseur engagiert („Kaspar", „Endspurt", „Pfeffer aus Cayenne").



George Froscher
Photo: Schnetzer

„Da wir bisher von niemandem finanziell unterstützt werden, bin ich auf mich selbst angewiesen. Als nächstes würde ich gern Handkes ‚Kaspar' für München inszenieren. Aber dafür interessieren sich auch das ‚Moderne Theater' und das ‚Theater am Sozialamt'. Als Ersatz käme dann vielleicht Arrabal (‚Nacht der Puppen') in Frage." *Andreas Müller*

DIE WELT 26. NOV. 1970



Szene aus „M wie Mord"

Foto: Freies Theater München

Theater als Gruppentherapie

Experimente von George Froscher in München

Eigenbericht der WELT

München, 25. November

Neues Theater — aber der Begriff ist nicht sehr erheblich, wo es auf künstlerische Produktion eigentlich nicht ankommt. Wo es vielmehr darum geht (gehen sollte), „Theater"-Arbeit als Spiel, als physisches und psychisches Training zu verstehen und die Spielgemeinschaft auch als ein Stück Lebensgemeinschaft. Das „Freie Theater München" ist seit kurzem dabei, Vorstellungen dieser gewiß noch vagen Art praktisch auszuprobieren.

Ausgewählt und zusammengestellt sind die Übungen vom Erfinder des Münchner Unternehmens, George Froscher. Der 43jährige Schauspielpädagoge der bei Monk und als Spielleiter in Tübingen beschäftigt war, hat vor allem vom New Yorker LaMaMa-Theater gelernt, vom Living Theatre und modernen Ballett.

Was fast allabendlich in der „Münze 7" mit sieben Amateuren geschieht, soll zunächst einmal weiter nichts ergeben als eine Gruppentherapie von der Umwelt — Lockerungsübungen nach dem „frustrierenden" Alltag —, am Ende Persönlichkeitsbildung mit Methoden und Mitteln theatralischer Vorschulung. Froscher stellt ein Metronom auf und gibt zu Schlägen auf ein Tamburin seine Anweisungen: Atmen, Entspannen, Greifen in den Raum, Springen plus Schrei und so weiter. Ein Konditionstraining, der Rhythmus befeuert gesteigerte, kompliziertere Bewegungsabläufe.

Übungen zur Schulung der Sensivität, der Kommunikationsfähigkeit über die Vermittlung von Signalen schließen sich an. Sprechübungen und Übungen an Sprachmustern sind weitere Stufen, streng unter dem Vorsatz geistiger Äußerung und körperlichen Ausdruck aufeinander abzustimmen. Gymnastik der Sinne sozusagen. Der Verstand freilich scheint darüber ein wenig einzudösen.

Denn eigenwillige Bewegungen, schöpferische Einfälle werden vom reibungslosen, beinahe mechanisch den Kommandos hörigen Duktus der Etüden zweifellos gebremst. Alle gucken so ernst, ihr Gebaren wirkt eher folgsam als frei und kritisch dem eigenen Tun gegenüber. Die „Kommune", deren Ideologie es ist, keine zu haben und weltoffen zu sein, bleibt ersichtlich den Impulsen des Magisters unterworfen.

Zum drittenmal wirbt das „FTM" jetzt in München, gerade wieder zurück vom Amateurtheater-Festival in Recklinghausen, für seine Idee theatralischer Lebensertüchtigung mit einem abendfüllenden Stück. (Eine Bearbeitung der „Soldaten" von Lenz sowie Horovitz' „Ein Indianer will zur Bronx" brachten erste Erfolge.) Nun ist das Programm eine Collage aus antiken Tragödien von Aischylos, Euripides und Sophokles, besorgt und inszeniert von George Froscher: „M wie Mord. Die Atriden 70".

Doch es fällt schwer, dem wohlgegliederten, wohltrainierten Spektakel erhellenden Reiz abzugewinnen oder es gar als Modell einer neuen Theatralik zu nehmen. Gezeigt wird in rhythmischen Wallungen der mörderische Kreislauf des Atridenschicksals; der machtbedingte Wechsel von Recht und Ordnung als Motor. Aber der Kreislauf wird mechanisch, schematisch vorgeführt. Er ist hermetisch geschlossen, er ist auch in seiner formalen Darstellung distanziert zur fernen Metapher. Einstiegschance und Beteiligung werden verweigert; Kritik hat weder formale noch inhaltliche Ansatzmöglichkeiten — sie kann allenfalls pauschal den Systemzwang der vorgeführten, klinisch gereinigten Greuel verdammen.

Damit aber begibt sich ein Laientheater sowohl in seiner Wirkung nach außen wie nach innen auf seine Mitglieder in stumpfe Bahnen — in theatralisches Altertum, das nervtötend, eben auch seinerseits „frustrierend" wirkt. Das „Freie Theater München" indes scheint ansonsten bemüht, sich gerade davon zu lösen.

Dietmar N. Schmidt

Frankfurter Rundschau 20.11.70

M wie Mord

„Ästhetischer Gemeinschaftswille" — und dann?

Das Amateurtheater-Festival in Recklinghausen zwischen Reaktion und Fortschritt

Die Zusammensetzung der Wörter ließ und läßt Schlimmes befürchten: Amateurtheater-Festival. Ein unglücklicher Titel für eine Veranstaltung, die solcherweise wie inszeniert erscheint, die Professionalität der etablierten Kultur-Festivals zu privatisieren, für Laienspielscharen nutzbar zu machen. Doch im Recklinghäuser Ruhrfestspielhaus ging es drei Tage lang nicht darum, die offenbar immer noch ungebrochene Tradition des deutschen Laientheaters als parasitäres Anhängsel unserer Subventions-Kultur zu demonstrieren. Im Gegenteil: das von der Landesarbeitsgemeinschaft Spiel und Amateurtheater Nordrhein-Westfalen zum siebten Mal veranstaltete Festival zeigte in einer fast schon erschreckenden Bandbreite von Einsichtigkeit und Uneinsichtigkeit das Bemühen, die Arbeit von Spielgruppen nicht in das Funktionieren einer selbstgerechten Verwaltung oder die Selbstgefälligkeit eines ästhetischen Gemeinschaftswillens zu überführen.

Seit zwei Jahrzehnten gibt es diese Landesarbeitsgemeinschaft, die sich dank der Aktivität seiner Leiterin Hermine Bredeck und dank der Subventionierung durch das Landes-Arbeitsministerium als eine Art Vorhut gegenüber ähnlichen Landesverbänden wie in Hamburg, Baden-Württemberg oder Niedersachsen erwiesen hat. Was während der drei Tage in Recklinghausen in zahlreichen Theateraufführungen und Diskussionen ans Tageslicht kam, ist immerhin zu interpretieren als der Aufweis jener Dialektik, die schon die Bezeichnung Amateurtheater-Festival durchzieht. Und diese Dialektik läßt sich, will man ihr Werturteile entnehmen, auf den Widerstreit von Reaktion und Fortschritt reduzieren. Erfreulich dabei die Tatsache, daß im Fachausschuß Amateurtheater dieser locker gefügten Landesarbeitsgemeinschaft Progressivität vorherrscht, weil der Einschluß von Fachleuten der Kommunikationsforschung dafür garantiert, daß nicht nur ins Blaue hinein dilettiert wird. So ist auch die Initiative des Verbands zu verstehen, das Spiel als feste Lehr- und Lernkategorie dem Ausbildungsablauf von Gesamtschule und Pädagogischen Hochschulen einzugliedern. Zugleich aber konkretisiert sich in diesem Drang nach Anerkennung jene alte, aus der Jugendbewegung uns noch allzu gut in der Erinnerung haftende Gefahr, Musisches in eine blockhafte Stoßkraft von Kompensation zu zwingen.

Zweifellos korrespondierte das in Recklinghausen gezeigte Laientheater mit revolutionären Tendenzen unserer Zeit, aber Adornos gegenüber musikalischen Laienbewegungen schon 1954 geäußerter Vorwurf wäre auch hier zu erheben: daß man nämlich den unmöglichen Versuch unternimmt, „einen Zustand, der in den realen ökonomischen Bedingungen gründet, durch ästhetischen Gemeinschaftswillen zu beseitigen". So wirkte es wie von höherer dramaturgischer Warte vorgeplant, als die Gruppe „Freies Theater München" in einer abendfüllenden Collage „M wie Mord" einen Verschnitt aus den attischen Dramatisierungen vom Schicksal der Atriden bot, die von den Mitgliedern der Gruppe in der anschließenden Diskussion als durchaus in einem griechischen Staatstheater unserer Zeit spielbar erklärt wurde. Da kam unverblümt jener alte Zopf zum Vorschein, jene Illusion, das Gespielte selbst sei schon mächtig genug, um verändernd in die Realität eingreifen zu können. Wobei leicht die Folgerung zu ziehen war, daß diese Veränderung des Bestehenden nur im Sinne von dessen Verfestigung zu verstehen ist.

Ähnlich bedrückend machte sich das Spiel einer Paderborner Gruppe aus, in dem Zitate von Goethe und Schiller zu einem naiven Freiheitsbekenntnis collagiert wurden, so daß die Anwesenden einhellig der Meinung waren, daß durch die Art der Collage und der gebotenen Spielweise der intendierte Zweck denunziert werden solle. Erfrischend zwischen diesen Produkten von Uneinsichtigkeit eine Aufführung der Schulfarm Insel Scharfenberg Berlin, in der szenisch der gruppendynamische Prozeß dieser Spielschar dargestellt wurde: ein ästhetisch gottlob irrelevantes Spiel, aber eines, daß in der kreativen Aktion jene Entfremdung der Menschen voneinander konkretisierte, an der wir seit der industriellen Revolution leiden. Und das wurde vom Auditorium verstanden.

Die gefährliche ideologische Position der erwähnten Münchener Gruppe weist durch die Art ihres Zustandekommens auf eine Misere des bundesdeutschen Laientheaters hin, die auch in einer Aufführung des Schauspielstudios Essen deutlich wurde, einer Aufführung, deren fast professioneller Habitus Resignation über die derzeitige Conditio humana predigte. Ich meine den verhängnisvollen Einfluß, den sogenannte, im theatralischen Profi-Betrieb gescheiterte Spielleiter auf Laiengruppen haben. Von solchen Spielleitern, wie dem auch verbal unerträglichen George Froscher aus München, werden die Machtstrukturen des alten Profi-Theaters auf Amateurgruppen übertragen, in denen der Spielleiter dann unangefochten die Rolle des Intendanten spielen kann. Bezüglich der Münchener Truppe war das so überdeutlich, daß schon im Basisansatz der propagierte ästhetische Gemeinschaftswille sich als ein Instrument der Machtentfaltung entpuppte. Unter solchem Aspekt kann man nur bedauern, daß die Landesarbeitsgemeinschaften nicht straffer organisiert sind, daß sie mit ihrer progressiv durchsetzten Führung keinen stärkeren Einfluß auf die einzelnen Spielscharen haben.

ULRICH SCHREIBER